

Zeitschrift: Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald

Herausgeber: Historischer Verein der Region Werdenberg

Band: 22 (2009)

Artikel: Hiltys Glück : eine Bestandesaufnahme zum hundertsten Todestag von Carl Hilty (1833-1909)

Autor: Ackermann, Otto

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-893473>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hiltys Glück

Eine Bestandesaufnahme zum hundertsten Todestag von Carl Hilty (1833–1909)

Otto Ackermann

Vor hundert Jahren, am 12. Oktober 1909, ist Carl Hilty 76-jährig gestorben. Einer grösseren Öffentlichkeit war er als Verfasser zahlreicher populär-ethischer Traktate bekannt, die in immer neuen Auflagen eine grosse Lesergemeinde bedienten – weit über den deutschsprachigen Raum Europas hinaus. Aus der Fülle der Texte erschienen in den nachfolgenden rund fünfzig Jahren zahlreiche «Lesebücher», zusammengestellt von beeindruckten Lesern; zwei Bücher befassten sich mit Hilty als Mahner zu einer ethischen Gesellschaft oder als Erbe einer klassischen Bildungstradition; den Abschluss machte eine breit angelegte Biografie, die bis heute Ausgangspunkt aller ernsthaften Beschäftigung mit Carl Hilty darstellt.

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts war Hilty nicht vergessen und seine Texte lebten in Zitaten und Widmungen weiter. Sein Hauptwerk *‘Glück’* kam in einer Auswahlfassung nochmals heraus, ebenso das Buch *‘Für schlaflose Nächte’*.

In diesem Aufsatz wird der Entstehung der drei Bände *‘Glück’* nachgegangen, deren Gedankenwelt aufgezeigt und der Aufbau analysiert.

In jeder Buchhandlung stösst man heute auf Bücher, die im Titel den Begriff «Glück» haben oder «Wege zum Glücklichsein» versprechen. Anfragen bei Internet-Suchmaschinen bringen Hunderttausende von Anzeigen. Eine wissenschaftliche Glücksforschung hat sich in mehreren Wissenschaftsdisziplinen etabliert.

Die Fragestellung ist ja nicht neu: Bereits die antike Ethik der Griechen und

Römer kreiste um die Frage, was das Glück sei und wie Menschen dazu gelangen können; Eudaimonismus¹ hiess der zentrale Fachausdruck dafür.

Wie steht Carl Hilty in dieser langen Tradition der Glückssucher? Auf welche Fragen gibt er Antworten? Wo liegt deren Mittelpunkt, wo sind sie zeitbedingt und (zu) begrenzt? Das sind weitere Fragestellungen, die im vorliegenden Text aufgegriffen werden.

Wider die Zeitumstände

Wir schreiben das Jahr 1886. Carl Hilty wirkt bereits zwölf Jahre als Professor des Bundesstaatsrechts an der Universität Bern. Neben seinen Vorlesungen, seiner akademischen Arbeit und seinen juristischen und historischen Publikationen kann er erstmals, nach mehreren Jahren innerer und äusserer Vorbereitung, das *‘Politische Jahrbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft’* herausgeben. Damit kommt er seinem

Wunsch und seiner inneren Berufung, als Schriftsteller zu einer weiteren Öffentlichkeit zu sprechen, endlich näher.

Mit seinen Beiträgen will er über die akademische Wissenschaft hinaus *«den Kampf gegen Materialismus und Realismus»* aufnehmen. Am Ende des 2. Jährgangs kündigt er die Fortsetzung an: *«Wir suchen das unsrige (Publicum) bei den arbeitsamen Menschen, die zur Erholung von eigener Anstrengung etwas Erfrischendes mit Musse lesen wollen, um daraus Lust und Muth zu neuer eigener Arbeit für ihr Vaterland zu schöpfen.»*³

In Graubünden wirkt seit 1883 der aus Altstätten gebürtige junge Pädagoge Theodor Wiget als Direktor des Bündner Lehrerseminars.⁴ Für seine *‘Bündner Seminarblätter’*, die er ab 1883 redigierte, bittet er seinen Freund Carl Hilty um einen Beitrag. Hilty überlässt ihm seine Gedanken *‘Über den Geschichtsunterricht’*.

Leben und Wirken in Chur und Bern

Trotz seines Werdenberger Namens und der eher zufälligen Geburt im Roten Haus im Städtchen Werdenberg waren Chur und Bern die Orte der Jugend Carl Hiltys, seiner Tätigkeit und Wirksamkeit. Mit unserer Region verbanden ihn Jugenderinnerungen und die Aufenthalte im Schloss Werdenberg. 1890 wurde er im Wahlkreis St.Galler Oberland in den Nationalrat gewählt. Vor allem aber blieb er hier in Erinnerung als Verfasser ethischer Traktate – Grund genug, seinen hun-

derten Todestag zum Anlass zu nehmen für eine kritische Beschäftigung mit dem aristokratischen Professor und mahnenden Moralisten des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Vielleicht gelingt es aus grösserer zeitlicher Distanz seine damalige Stellung und heutige Bedeutung nüchtern und realistischer zu betrachten.² Dabei sollen in diesem Buch der Jurist Carl Hilty als akademischer Lehrer und der Ethiker als schriftstellernder Moralist im Vordergrund stehen.



Als gereifter Mann und bekannter Professor veröffentlichte Carl Hilty seine ethischen Schriften. Aus Hilty 1949

Im gleichen Jahr, in dem das erste Jahrbuch erscheint, schreibt Hilty einen Aufsatz für die Bündner Seminarblätter mit dem Titel *'Die Kunst des Arbeitens'*, ein Jahr später einen Aufsatz und Kommentar zur Übersetzung des *'Handbüchleins der Moral'* des stoischen Moralphilosophen Epiktet. Darauf folgt 1889 *'Wie es möglich ist, ohne Intrige, selbst in beständigem Kampf mit den Schlechten durch die Welt zu kommen'*; in den *'Schweizerischen Blättern für erziehenden Unterricht'* erscheint im gleichen Jahr die Abhandlung *'Glück'*.

Diese letztere gibt auch 1891 die Überschrift für die erste Buchveröf-

fentlichung *'Glück'* im Verlag Huber, Frauenfeld, in welcher die bisherigen Aufsätze zusammengefasst werden. Der suggestive Titel wird dann beibehalten für zwei weitere Bände mit je acht Aufsätzen. Diese machen ihren Autor fast schlagartig einem grossen Leserpublikum bekannt. Die drei Bände von zusammen fast 1000 Seiten erleben zahlreiche Neuauflagen.

Beruf und Berufung

Bevor wir versuchen, dieses bekannteste und bedeutendste Werk Carl Hiltys vor dem Hintergrund seiner Zeit und aus der geistesgeschichtlichen Tra-

dition heraus verständlich zu machen, lohnt es sich, die inneren Voraussetzungen seines Autors nochmals zu skizzieren.

Schon als junger Anwalt verspürte Hilty das Bedürfnis, über *'Selbsterlebtes und Selbtempfundenes'* zu schreiben. Daraus entstanden politische Zeitungsartikel als *'Korrespondenz aus den rhätischen Bergen'*. Die Tagebucheinträge der Churer Zeit zeugen von seinem Suchen nach Möglichkeiten und Ausdrucksformen in einer weiteren Öffentlichkeit: *«In mir lebt das Verlangen und der Beruf zu einer grossen Stellung politischer Natur. Der ganze Moment aber ist nicht dazu angetan, um sie zu verwirklichen. Ich habe nicht die Reife, die ich haben muss, um das ganz Grosse zu erreichen. [...] Ich glaube, dass in der Schweiz bald eine Periode des Sturmes und Umsturzes kommen wird mit allerlei unreifer helvetikartiger Gestaltung, in die ich nicht hineinpassen. Mein Ideal ist die Restaurierung der alten Menschheitsgedanken in zeitgemässer Form und das Aufhelfen im Unglück der Einzelnen oder der Nation.»⁵*

Diese Stelle dokumentiert einerseits Hiltys Wunsch, in seiner Zeit Gültiges zu leisten, andererseits seine kritische Einstellung gegenüber den gesell-

1 Eudaimonie 'Glückseligkeit'; Eudaimonismus 'Glückseligkeitslehre'.

2 Ackermann 1995 und 1998. Vgl. auch die Aufsätze zu Carl Hilty im *Bündner Jahrbuch*, N.F. 48, Chur 2006; ITO, TOSHIKO, *Carl Hilty und das japanische Bildungsbürgertum – eine Rezeptionsgeschichte*. – METZ-BERNET PETER, *Carl Hiltys Fragen nach Bildung und Glück*. – SCHMID, HANS-MARTIN, *Carl Hilty (1833–1909) – ein Staatsmann und Moralphilosoph aus Chur*.

3 PJ, 2. Jg., S. 766f.

4 Theodor Wiget (1870–1933), Schüler der bedeutenden deutschen Pädagogen Tuiskon Ziller und Johann Friedrich Herbart, war später 1891–95 Seminardirektor in Rorschach, 1895–1910 Direktor der Ausserrhoder Kantonsschule in Trogen und machte sich einen Namen als Pestalozzi-Forscher.

5 Tagebuch 67/69, 23.1.1869. Zitiert nach Mattmüller 1966, S. 94.

schaftlichen Entwicklungen, gegen die er auf die grossen Traditionen zurückgreifen möchte (Restauration der alten Menschheitsgedanken). Darin liegt der Ansatz zu seinem ethischen und politischen Engagement.

Wenige Jahre später vertraut er dem Tagebuch an, dass ihn der Anwaltsberuf nicht ausfüllt und denkt an «*Schriftstellerei im grössten Stile*», zu der ihm die Geduld und das Zeug fehle: «*Oft trat mir auch der speziell religiöse Beruf, die Hingabe an denselben als Pfarrer oder selbst als Mönch nahe. Aber eine tiefe innere Stimme hielt mich jedesmal davon zurück. Die Religion wird und muss bei mir tiefste Herzenssache, Grundlage alles andern werden, aber nicht Beruf.*»⁶

Hilty als erfolgreicher Anwalt ist sich der religiösen Dimension seines Strebens voll bewusst, welches die gesellschaftlichen Konventionen hinter sich lassen würde (selbst als Mönch), aber

auch hier erscheint die aktive Betätigung in Institutionen nicht als eine reale Möglichkeit, seine innere und persönliche Seite zu leben. Damit ist die religiöse Seite Hiltys angesprochen: In den Jahren als Anwalt in Chur wandte er sich von einem philosophisch geprägten optimistischen Menschenbild ab; in ihm verdichtete sich eine innere Erfahrung zu einem ganz persönlich geprägten Christentum. In den Tagebüchern bis 1875 finden sich vier grosse Bekenntnisse, durch die er seine Abneigung gegenüber liberalen Scheinchristentum, kirchlicher Institutionalität und frömmelerischem Pietismus überwand.⁷ Dabei ist Hilty's Bedürfnis nach innerer Sicherheit, nach Seelenfrieden und Seelenruhe der stärkste Beweggrund: «*Um der Ruhe seiner Seele willen wandte er sich zurück zu einem Christentum, an dem er jede dogmatische Festlegung ablehnte.*»⁸ Neben



Als Gymnasiast an der Kantonsschule Chur bekam der talentierte Hilty gedankliche Anregungen für sein ganzes Leben.

der Bibel sind es die religiösen Sucher Augustinus und Dante, die ihm die wichtigsten Wegbegleiter werden.

Innere Stärke im gesellschaftlichen und politischen Zeitwandel

Ausdruck dieses inneren Ringens sind die moral-philosophischen Trakte, deren erste Anfänge wir oben verfolgt haben – sie haben Hilty als Universitätslehrer und Politiker zu einem HOMO SUI GENERIS (einer unverwechselbaren Persönlichkeit) gemacht. Über Hilty als akademischen Lehrer und als Politiker wird an anderer Stelle in diesem Buch berichtet.⁹ In den ethischen Schriften vermeidet es Hilty, sich direkt auf Tagesereignisse zu beziehen, und er sucht auch keine Diskussion mit der Literatur, den Büchern und Autoren jener Jahre.¹⁰

Trotzdem soll und muss man sich auch den Zeithintergrund genügend klar machen, wenn man verstehen will, was in seinem Schreiben Raum hat und was nicht. Seine ethisch-moralische Produktion setzt ein, nachdem die rasante Industrialisierung des 19. Jahrhunderts in der sogenannten Gründerzeit ihren Höhepunkt überschritten hatte und der reine Wirtschaftslibera-

Werdenberg – das Traumland der Jugend

In seiner «Inneren Lebensgeschichte» beschreibt Carl Hilty, dessen Vater als praktizierender Arzt in Chur wirkte, dass er dort trotz der Churer Wurzeln der Mutter nie recht heimisch geworden sei, aber auch Werdenberg ihm vor allem als Traumland der Jugend in Erinnerung blieb:

«*Im übrigen wurde ich gebührend von der ganzen ‘Stadt Werdenberg’, in der das ein ebenso grosses Ereignis als die Geburt eines Prinzen in Arolsen, agnostierte, in der alten Kirche zu Grabs wie wohl schon viele meiner Vorfahren zum künftigen Christen prädestiniert und nach einigen Wochen, wie mir meine liebe Mutter oft erzählte, in einer großen Schachtel in den gewöhnlichen Wohnort der Familie, die gute Stadt Chur, importiert. Dort begann mein bewusstes Leben, und dort spielte es sich auch 40 Jahre lang ab. Werdenberg blieb während der ganzen Jugendzeit nur ein goldener Ferienhimmel von 5–6 Wochen, ein Land der Träume, der Romantik, der*

Sentimentalität, das mit dem wirklichen Leben nichts zu tun hatte und daher auch immer demselben entschwand. Ich habe es eigentlich nie im Lichte der nüchternen Wirklichkeit, wie es sich bei ständiger Aufenthalt dort zeigen würde, gesehen, und die wenigen Einblicke dieser Art, die mir in späterer Zeit zutheil wurden, sind wirklich auch nicht dem Jugendideal entsprechend gewesen.

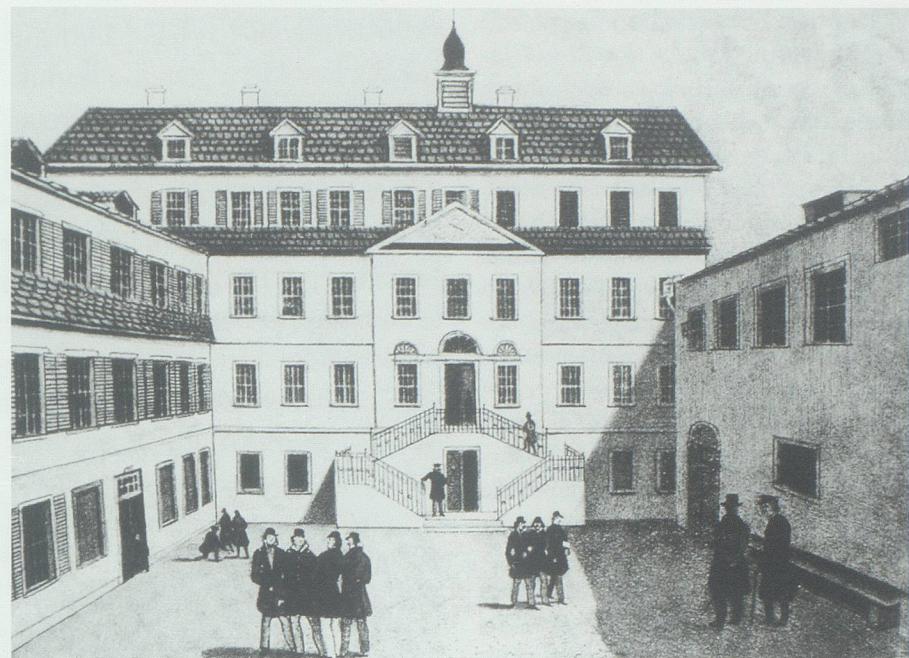
Ich bin daher stets ein bloss idealer Bürger sowohl meiner eigentlichen ursprünglichen Heimat wie ein solcher meines ständigen Aufenthaltsortes gewesen, in dem mein Vater niemals und ich auch erst späterhin das politische Bürgerrecht besaß. Meine wahre Heimat war in der Jugend das weite Land der unbekümmerten Sehnsucht, wo die blaue Blume der Romantik blüht, in späterer Zeit ist es ein anderes, vorläufig ebenfalls nur ideales Land, ‘die Eidgenossenschaft’, geworden, an das allein ich mich von ganzem Herzen angeschlossen habe.»

lismus abgeschwächt wurde zugunsten einer Politik, die nicht nur gegen wirtschaftliche Krisen auftrat, sondern auch die Anfänge einer Sozialgesetzgebung machte, während grosse Teile des liberalen Bürgertums die sich öffnende Kluft in der Gesellschaft immer noch negierten. Zwar war die heisse Phase des Kulturkampfes europaweit und auch in der Ostschweiz vorbei, aber immer noch zerfiel die Gesellschaft in ein liberales Bürgertum und eine katholisch-konservative, meist fortschrittsfeindliche Sondergesellschaft.¹¹

Auch hier steht Carl Hilty mit seiner zutiefst religiösen Lebensstimmung zwischen den Fronten: Weder vermag er der unbedarften materialistischen Fortschrittsgläubigkeit und auch der wirtschaftlichen Expansion zu folgen, noch ist eine Gesellschaft, die durch die katholisch-päpstlich ausgerichtete Kirche organisiert wird, für ihn denkbar: So wird letztlich ein sittlich überhöhter Nationalstaat Schweiz die Vision, die sich über die wirtschaftliche Entwicklung und konfessionellen Kämpfe und die Verwerfungen innerhalb der Gesellschaft erhebt.¹²

Die Kunst des Arbeitens gegen Maschinenproduktivität

Als Carl Hilty seinen Aufsatz *‘Die Kunst des Arbeitens’* schrieb, hatte er gegensätzliche Formen von Arbeit vor sich: «Arbeit» wurde einerseits zu seiner Zeit neu erfahren als Organisationsform der Industrialisierung mit all ihren wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umformungen und war verknüpft mit der Ausgestaltung dessen, was man zeitgenössisch die soziale Frage nannte. Andererseits hatte Arbeit für ihn selbst in seiner beruflichen Tätigkeit als erfolgreicher Jurist, Universitätslehrer, Historiker und Schriftsteller eine ganz andere Dimension: Sie war nicht die fremdbestimmte Anstrengung um das tägliche Brot, das zeigt mit aller Deutlichkeit der erste Satz: *«Die Kunst des Arbeitens ist die wichtigste aller Künste. Denn wenn man die einmal recht verstehen würde, so würde ja jedes andere*



Die evangelische Kantonsschule zu St.Nicolai in Chur, wo Carl Hilty von 1844 bis 1850 zur Schule ging.

Wissen und Können unendlich erleichtert werden. Dessen ungeachtet verstehen verhältnismässig immer nur Wenige richtig zu arbeiten, und selbst in einer Zeit, in welcher vielleicht mehr als jemals früher von ‘Arbeit’ und ‘Arbeitern’ gesprochen wird, kann man eigentlich eine wirkliche Zunahme und grössere Verbreitung dieser Kunst nicht auffallend bemerken, sondern geht viel eher die allgemeine Tendenz

dahin, möglichst wenig, oder nur für eine kurze Zeit im Leben zu arbeiten, den übrigen Teil desselben hingegen in Ruhe zuzubringen.»¹³ Nicht umsonst heisst es «Kunst der Arbeit», was soviel bedeutet, wie persönliche Einübung und Fertigkeiten in Zeiteinteilung und Motivation, «weshalb die Arbeit an Maschinen, die mechanische und stückweise Arbeit überhaupt, wenig befriedigt». ¹⁴

6 Das Zitat stammt aus dem Tagebuch 1871–73, welches Jakob Steiger 1937, S. 287, noch ausgiebig zitiert, aber seither verschollen ist; vgl. Mattmüller 1966, S. 94, Anm. 150.

7 Vgl. Mattmüller 1966, S. 108–115, der anhand der Tagebücher ausführlich vier Entwicklungsstufen in der Zeit zwischen 1862 und 1874 beschreibt, in welcher er Momente eigentlicher Bekehrung in Form von Auditionen und Visionen erlebte.

8 Mattmüller 1966, S. 109.

9 Vgl. in diesem Buch den Beitrag «Carl Hilty: Ein typisch-untypischer Schweizer Staatsrechtler» von Daniel Thürer und Karin Spinnler Schmid.

10 Dies gilt nicht für die zahlreichen, oft umfangreichen Fussnoten, die wie eine Überarbeitung und Ergänzung des ursprünglichen Manuskripts wirken. Die Auseinandersetzung

mit der Tagespolitik findet vor allem in den Jahresberichten im Politischen Jahrbuch der Eidgenossenschaft statt, wo auch seine Bücherrezensionen zu finden sind.

11 Vgl. dazu Sankt-Galler Geschichte 2003, Bd. 6, S. 57ff.

12 Vgl. Mattmüller 1966, S. 105: Hilty fand nicht nur in den schweizerischen Kantonen keine Heimat und sehnte sich deshalb nach einer übergeordneten, idealen Eidgenossenschaft. Die ganze Welt, in der er lebte, gewährte ihm keine Geborgenheit. Er sehnte sich deshalb nach einem ihr übergeordneten, idealen Reich der ethischen Werte, der sittlichen Weltordnung. Er ist auch in diesem Sinne immer ein Fremder auf der Erde geblieben.

13 Glück I, S. 3.

14 Glück I, S. 8.

Wider den bürgerlichen Kapitalismus

Diese Kritik vertieft er noch durch eine grundsätzliche Kapitalismuskritik: Es gebe Leute, die behaupten, Kultur wachse «nur auf dem Boden des Reichtums, Reichtum nur durch Kapitalansammlung, diese nur aus der Accumulierung der Arbeit derer, die dafür nicht den richtigen Lohn erhalten, ergo aus Unge- rechtigkeit. Das sind Sätze, die jetzt im Vor- dergrund der Diskussion stehen».¹⁵

Aber daraus werden nicht etwa politische Forderungen abgeleitet, sondern Hilty flüchtet gleich wieder in die Individualäthik: «Wenn Alle richtig arbeiten würden, so wäre die sogenannte soziale Frage gelöst, und auf einem anderen Wege wird sie überhaupt nicht gelöst werden.»¹⁶ Es kommt also darauf an, im Menschen die Lust zur Arbeit zu wecken, und damit kommen wir wieder auf den richtigen «pädagogischen» Boden. Am Schluss des Aufsatzes wendet er sich direkt an Wiget, für dessen *'Bündner Seminarblätter'* er schreibt: «Wenn Sie mich, geehrter Herr Direktor, aber schliesslich etwa fragen, welchen Zweck diese Auseinandersetzung speziell in einem Schulblatte habe, so antworte ich darauf: die Kunst der Erziehung scheint mir wesentlich darin zu bestehen, in dem Zögling einerseits Lust und Geschick zur Arbeit hervorzubringen, und ihn andererseits zu veranlassen, seinen Willen rechtzeitig in den Dienst irgend einer grossen Sache zu stellen.»¹⁷

Schulung des Willens und Dienst an einer grossen Sache sind die Grundlagen einer sinnerfüllten Existenz. Das kann auch zu überraschenden Formulierungen führen: «Das grösste Unglück, das es gibt, ist ein Leben ohne Arbeit und Frucht derselben an seinem Ende. Daher gibt es auch und muss es geben ein Recht auf Arbeit; es ist dies sogar das ursprünglichste aller Menschenrechte. Die ‘Arbeitslosen’ sind in der That die wahren Unglücklichen in dieser Welt».¹⁸

Wiederum verweigert er sich aber der sozialen Frage: Es gebe in den sogenannt oberen Ständen eine innere Arbeitslosigkeit: «Wir sehen sie ja jedes

B ü n d n e r
S e m i n a r - B l ä t t e r
Herausgegeben von
Seminardirektor **Theodor Wiget** in Chur.
Nº 4. V. Jahrgang. Winter 1886/87.

Der Aufsatz «Die Kunst des Arbeitens» in Theodor Wigets «Bündner Seminar-Blättern» eröffnete die ethische Schriftstellerei Carl Hiltys.

Jahr ihre innere Öde und Langeweile auch in unsere Berge und ihre Kurorte tragen, von denen sie vergeblich Erfrischung erwarten [...] nun müssen sie schon den Winter auch dazu nehmen, und nächstens werden die Spitäler, zu denen sie bereits unsere schönsten Thäler gemacht haben, offen sein für diese unruhige Menge, die Ruhe überall sucht und sie nirgends findet – weil sie sie nicht in der Arbeit sucht.»¹⁹

Diese Sätze scheinen geradezu ein Schlüssel zum Verständnis von Hilty zu sein: Obwohl er von Grundsatzfragen seiner Zeit ausgeht, schränkt er sie so- gleich ein auf Standeskritik an der bürgerlichen Oberschicht (zu der er auch gehört) und spitzt sie polemisch zu mit einem Blick auf den beginnenden Tourismus! Mattmüller kommentiert dies eindrücklich: «Vor allem aber war er der Mensch einer anderen Zeit; sein Pathos war das von 1848 und 1872. Das neue nationalökonomische Denken der jüngeren Generation schien ihm bereits ein Verrat am Geist, und er stell-

te sich ihm nicht, weil er sich ihm nicht stellen wollte.»²⁰ Mit Recht fragen wir uns, wie er sich wohl mit der Ausgestaltung von Arbeitsverhältnissen und dem Kampf um Arbeiterrechte sowie der Ablösung der Arbeit als Tätigkeit und Job im postindustriellen Zeitalter beschäftigen würde.²¹

Er schliesst seinen ersten Aufsatz mit einer grundsätzlichen Warnung: Am Ende des 19. Jahrhunderts werde eine neue Revolution die dermaligen Arbeitenden zur herrschenden Klasse machen, «gerade so wie diejenige zu Anfang desselben den thätigen Bürger über den müssigen Adligen und Geistlichen emporgehoben hat». Daraus sei nun eine bürgerliche Rentnerschicht von Müssig-gängern geworden, die von der Arbeit anderer lebe: Sie werde ebenfalls verschwinden müssen: «Die Zukunft gehört und die Herrschaft gebührt zu allen Zeiten der Arbeit.»²²

Bei diesen Sätzen denkt man an den Historiker Hiltiy, der als einer der ersten die Bedeutung der Helvetik erkannt, in

seinen Vorlesungen erforscht und publiziert hatte und davon fasziniert blieb. Ebenso darf man auch die Zeitstimmung nicht ausser Acht lassen: «Belle Epoque» und «Fin de Siècle» hat man später die drei Jahrzehnte bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges genannt, in welchen eine reich gewordene bürgerliche Oberschicht sich in der Imitation des Adels gefiel.²³

Hilty ist – obwohl durch Herkunft und Erziehung und Denkweise immer ein Aristokrat – entsetzt über das Versagen des liberalen Bürgertums in Materialismus, Egoismus, Religionslosigkeit, falscher Einstellung zur Arbeit, so dass sein Biograf Mattmüller abschliessend feststellt: «Er sieht das Bürgertum seiner Zeit geistig an jenem Ort stehen, da die alte Aristokratie der Eidgenossenschaft vor der Revolution stand: eignesüchtig sei sie und untergangsreif.»²⁴ Andererseits begegnet er in unvoreingenommener Offenheit den einfachen, ungebildeten Leuten, sei es in Werdenberg oder in Chur, und ist beeindruckt von der Bravheit des Charakters, der Wärme des Gefühls.²⁵

Das Ringen um innere und äussere Ordnung

Dies ist aber nur die eine Seite dieses Aufsatzes: Wir sehen auch den persönlich verunsicherten, nach Ausdrucksformen und Wirkungsmöglichkeiten suchenden Menschen, für den die bis ins Detail geregelte Alltagsarbeit eine Ordnungsstruktur darstellt, die er sich selber gibt, durch die er Ruhe und Befriedigung findet und die Voraussetzung wird für seine Erfahrung von Glück. Denn anders als die meisten Leser Hiltys aus der Lektüre seiner ruhig vorgetragenen Argumentationen glauben, entstanden diese weniger als Frucht abgeklärter Ruhe denn als Bechwörung und Versicherung des eigenen Ringens. Mattmüller zitiert aus den Tagebüchern des jungen Advokaten eine Stelle mit der Beschreibung einer ganz genauen Tageseinteilung, «weil sie ein besonders schlagkräftiger Beweis für jene Versuche Hiltys ist, der

Mannigfaltigkeit und gefährdenden Unordnung des Lebens mit einem ordnenden Plan zu begegnen, dem Chaos in und ausser sich mit einem rationalen Glücksentwurf zu widerstehen. Im Grunde wachsen aus diesem Bedürfnis viele, wenn nicht die meisten seiner ethischen Schriften.»²⁶ Diesem Zitat ist eigentlich nichts hinzuzufügen! Es bringt aber ein tieferes Verständnis für das Ringen Carl Hiltys um sein persönliches Lebensglück, das er durch persönliche Disziplin und durch seine ethisch-religiöse Schriftstellerei zu erreichen suchte.

Was bleibt davon für heute? Innere Ordnung bis hin zu fast asketischer Disziplin gehören immer zu befriedigender Alltagsarbeit, selbst wenn der kurzfristige Job ganz neue Formen der Tätigkeit erzeugt. Andererseits sind Erholung und Freizeit und vor allem die persönliche Entfaltung neben dem Beruf wichtiger geworden. Immer weniger ist dieser eine lebenslange Berufung, viel häufiger eine temporäre Leistung für einen anständigen Verdienst und kein hingebungsvoller Dienst an der Allgemeinheit. Die grundlegende

Problematik aber bleibt. Unter dem Titel *'Der flexible Mensch'* beschreibt z. B. der amerikanische Soziologe Richard Sennett die Kultur des neuen Kapitalismus: «Vielleicht der verwirrendste Aspekt der Flexibilität ist ihre Auswirkung auf den persönlichen Charakter. In der Geistesgeschichte bis zurück in die Antike gibt es kaum einen Zweifel an der Bedeutung des Wortes Charakter: es ist der ethische Wert, den wir unseren eigenen Entscheidungen und unseren Beziehungen zu anderen zumesen.»²⁷ Bei seiner Analyse des Arbeitsethos knüpft Sennett bei den antiken Dichtern Hesiod und Vergil an und entdeckt in dieser Vorstellung der Selbstdisziplin «eine starke Dosis Stoizismus – nicht von der philosophischen Art, sondern eine Art praktischen Stoizismus, der das ständige Bedürfnis diktieren, die innere Anarchie zu bekämpfen, ohne Hoffnung auf einen endgültigen Sieg. Beim Übergang zum Frühchristentum formte dieser praktische Stoizismus die frühen Kirchenlehren über den Müssiggang – der Müssiggang erschien weniger als Zustand üppiger Genusssucht denn als acedia, ein innerer

15 Glück I, S. 4.

16 Glück I, S. 5.

17 Glück I, S. 19.

18 Glück I, S. 6. – 1894 wurde in einer Volksabstimmung eine von der SP eingebaute Initiative zur verfassungsmässigen Verankerung eines Rechts auf Arbeit hoch verworfen.

19 Glück I, S. 6f.

20 Mattmüller 1966, S. 221. – Hilty hat sich auch gegen die christlich-soziale Bewegungen gestellt, da diese das Übel in der sozialen Armut, also in wirtschaftlichen Verhältnissen, sehe und nicht in der religiösen Kategorie der Bosheit menschlichen Wesens, das nur durch ethisch-religiöse Erneuerung zu verbessern sei.

21 Er hatte sich jedoch bereits vorher in einer längeren Arbeit im Jahrbuch 4 unter dem Titel «Ferdinand Lassalle und Thomas von Aquino» intensiv mit der sozialen Frage auseinandergesetzt. Vgl. dazu Mattmüller 1966, S. 218.

22 Glück I, S. 19f. Vgl. Mattmüller S. 211–220 zur Enttäuschung Hiltys über das Versagen des

liberalen Bürgertums. In den Jahresberichten bezieht er wiederholt Stellung gegen die Ausbeutung der Arbeiter.

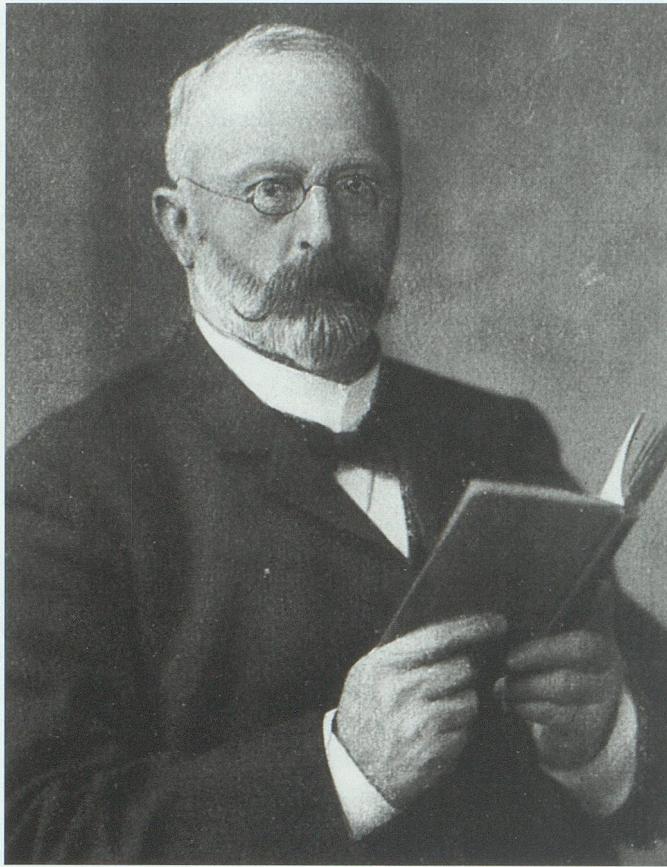
23 Man denke z. B. an die zeitgenössische Hotelarchitektur, die in schlossartigen Bauten die Kulissen für die Imitation der Adelsgesellschaft darstellte. – Vgl. zur Zeit 1870–1914 in diesem Buch auch den Beitrag «Durchbruch in die Moderne» von Susanne Keller-Giger.

24 Vgl. Mattmüller 1966, S. 211–220.

25 Vgl. dazu die Zeugnisse aus den späten Briefen, die Mattmüller 1966, S. 18–20, zusammenstellt, und besonders das Kapitel «Klassen und soziale Frage», S. 211–220.

26 Mattmüller 1966, S. 98. – Zu Hiltys oft widersprüchlicher innerer Gemütslage vgl. Mattmüller 1966, S. 129: «[...] dass ich hier in Bern im Zuchthaus sitze und auf die Freiheit hoffe [...] und muss nun täglich hart und ohne rechte Freudigkeit [...] für andere arbeiten», und S. 137 zu seiner ausserordentlichen Regelmässigkeit und Ernsthaftigkeit.

27 Sennett 1998, S. 9.



Seminardirektor
Theodor Wiget
wünschte sich von
Hilty Beiträge für
seine pädagogischen
Blätter.

standen, dass sein Glück in der Übereinstimmung mit der höchsten Vernunft und Gottheit, die die Griechen Zeus nannten, besteht, wird von ihm eine eigentliche Konversion, eine radikale Hinwendung zur so erkannten Lebensweise verlangt.

Auf der Suche nach festen Grundlagen einer sittlichen Lebensführung spürt Hilty viele Gemeinsamkeiten mit dem römischen Philosophen. In seinem Aufsatz bringt er eine Einführung in Leben, Wirken und Überlieferung des Sklaven Epiktet, der als Hauslehrer und Philosoph in Rom gegen Ende des 1. Jahrhunderts lebte, später von Kaiser Domitian zusammen mit allen Philosophen aus Italien ausgewiesen wurde und in der nordwestgriechischen Stadt Nikopolis wirkte und predigte.³¹

Hilty beginnt seinen Aufsatz mit einem Brief an den schon erwähnten Theodor Wiget: Die Beschäftigung mit dem antiken Stoiker habe er gewählt, weil sie einen besonderen pädagogischen Wert habe und die Ausbildung der Individualität fördere, weil für den Lehrerberuf «*die lebensvolle, individuell ausgestaltete Persönlichkeit die Hauptsache sei*». ³² Die stoische Lehre aber sei «*ein Produkt ähnlicher Zeiten, wie sie gegenwärtig vorhanden sind, hervorgegangen aus notgedrungenem Nachdenken über die Quelle und Möglichkeit eines Glücks für dieses Leben und für Alle, wie es auch jetzt wieder ungemein viele Gemüter bewegt*». ³³

Mit diesem Beitrag mutet Hilty den angehenden Bündner Lehrern ziemlich viel zu! Man gewinnt den Eindruck, dass Hilty seine auf der privaten Bibelkunde aufbauende «Lebenshilfe» zu diesem Zeitpunkt noch nicht direkt darzustellen wagte oder wollte und deshalb auf die stoische Philosophie zurückgriff. Mit ein Grund sein mag auch seine Ablehnung der christlichen Ethik mit ihrem «*weichlichen, bloss gefühlsseligen, mitunter recht kümmerlichen Anschein*»³⁴, daher liege «*die stoische Moral in unseren Tagen vielen Menschen weit näher als der religiöse Glaube*». In einer Fussnote verweist er auf seine persönliche, ihn fürs Leben prägende Erfah-

Zerfall des Selbst.»²⁸ Nach einem geschichtlichen Überblick der Arbeitstheorien seit dem 18. Jahrhundert untersucht er die negativen Auswirkungen auf das Arbeitsethos: «Die alte Arbeitsethik war eine ernste Sache und erlegte der arbeitenden Person schwere Lasten auf. Die Menschen versuchten, ihren Wert durch ihre Arbeit zu erweisen; in der Form der von Max Weber sogenannten ‘weltlichen Askese’ konnte aufgeschobene Belohnung zu einer äusserst selbstzerstörerischen Praxis werden. Die moderne Alternative zur langfristigen Zeitdisziplin ist aber kein echter Ausweg aus dieser Selbstverleugnung.»²⁹

Diese wenigen Sätze sollen andeuten, wie sensibel Hilty aus seiner eigenen Erfahrung eine Problematik aufgreift, welche zur europäischen Geistesgeschichte gehört. Den Lesern und angehenden Lehrern (und sich selber) mutet er keine geschichtliche Theorie zu, sondern will praktische Anleitun-

gen geben. Ihre Wurzeln in der Philosophie der antiken Stoa werden in Hiltys zweitem Aufsatz sichtbar.

Antike Rationalität und stoische Ruhe: Epiktet

Der zweite Aufsatz in Band I von ‘Glück’ heisst ‘Epiktet’; er trägt einfach den Namen eines stoischen Philosophen, der um 100 n. Chr. gelebt hat.

Im Mittelpunkt der stoischen Ethik steht das Ringen um die geistige Freiheit der autonomen Persönlichkeit, die unbeeindruckt vom Urteil der Menge und unbeeinflusst von Emotionen und Affekten in vernünftiger Übereinstimmung mit der grossen Weltordnung lebt und handelt.

Epiktets Philosophie konzentriert sich darauf, die Menschen aus ihren Wirrungen herauszuführen und auf dem Weg vernünftiger Lebensweise zum Glück, zur EUDAIMONIA³⁰, zu führen. Hat der Mensch einmal dies als Ziel seines Lebens erkannt und ver-

itung: «Namentlich wirksamer als die ‘Schulreligion’, an die wir wenigstens aus der Churer Kantonsschulzeit her eine unauslöschliche Erinnerung besitzen. Wir verdanken unsere ganze moralische Erziehung den damaligen ausgezeichneten Vertretern der klassischen Bildung.»³⁵

Auf fast 50 Seiten seines Beitrags bringt Hilty seine eigene Übersetzung der 52 nicht zusammenhängenden Abschnitte von wenigen Zeilen bis zu mehreren Seiten Länge. Sie wird begleitet von teilweise sehr langen Anmerkungen, in welchen er erläutert, kommentiert und seine Gedanken ausführt.³⁶

Hier soll ein Beispiel genügen, das Epiktets Argumentationsweise sowie Hiltys Übersetzung und Kommentierung illustrieren soll. Text 41 richtet sich gegen eine übertriebene «gymna-

stische» Ausbildung, die in römischer Zeit dem extremen «Bodybildung» unserer Gegenwart in nichts nachstand: «Es ist ein Zeichen eines unedlen Charakters, wenn man zu lange bei körperlichen Dingen verweilt, zu lange zu essen, zu trinken usw. Alle diese Dinge muss man als überflüssige behandeln, auf den Geist sei Zeit und Fleiss gewendet.»

Den gleichen Abschnitt hat Kurt Steinmann in seiner Übersetzung so wiedergegeben: «Es verrät geistige Armut, sich dauernd mit dem Körper zu beschäftigen, zum Beispiel zu viel Sport zu treiben, zu viel zu essen, zu viel zu trinken, zu oft seine Notdurft zu verrichten und seinem Sexualtrieb freien Lauf zu lassen. Nein, diese Bedürfnisse sollte man nur nebenbei befriedigen, und die ganze Aufmerksamkeit gelte

der Entfaltung der geistigen Anlagen.»³⁷

Epiktet verwendet zur Beschreibung der körperlichen Betätigungen zum Teil drastische Ausdrücke aus der Alltagssprache, wie sie teilweise in Steinmanns Übersetzung sichtbar werden.³⁸ Hilty übersetzt dies aber nur summarisch und begründet seine Kürzung mit einer Fussnote: «Epiktet führt das mit einer für unseren Geschmack etwas zu grossen Natürlichkeit noch weiter aus.»³⁹ Hiltys Zensur – er mutete den angehenden Lehrern die wörtliche Übersetzung nicht zu! – ist ein Ausdruck der Körperfeindlichkeit des 19. Jahrhunderts. Die Maxime von Epiktet aber entfaltet ihre Wirkung eigentlich erst wieder in unseren Tagen der wissenschaftlichen Trainingsoptimierung!

28 Sennett S. 135. Die deutsche Philosophin Hannah Arendt fasst ihre grossartige Analyse der menschlichen Arbeit zusammen: «Dass sich das *Animal laborans* in der modernen Gesellschaft mit so durchschlagender Konsequenz hat zur Geltung bringen können, dankt es nicht zuletzt dem, was man gemeinhin die Verweltlichung oder Säkularisierung nennt, also dem modernen Glaubensverlust, jedenfalls sofern dieser ein Leben nach dem Tode oder zumindest die Gewissheit eines jenseitigen Lebens betraf. Das Leben des Einzelnen ist wieder sterblich geworden, so sterblich, wie es im Altertum gewesen ist, aber die Welt, in der die Sterblichen sich nun bewegen, ist nicht nur nicht unvergänglich, sie ist sogar vergänglicher und unzuverlässiger geworden, als sie es je in den Jahrhunderten eines unerschütterten christlichen Glaubens gewesen war.» – Es scheint, dass gerade diese letzte Konsequenz Hilty durch sein Lebenszeugnis rückgängig machen wollte!

29 Sennett 1998, S. 139ff.

30 Glück als Übereinstimmung mit sich selbst und den Göttern; mehr dazu im Kapitel «Glück».

31 Epiktet hinterliess selber nichts Schriftliches. Sein Schüler Arrian hat später acht Bücher DIATRIBE (Predigten) und eine kleine Zusammenfassung, ENCHEIRIDION (Handbüchlein) herausgegeben.

Der griechische Ausdruck DIATRIBE bedeutet ursprünglich wie SCHOLE zwanglose Unterhaltung im Dialog. Daraus wurde eine schriftstellerische Form, welche in lebhaftem und lockrem Vortragston Gedanken der praktischen Ethik und Lebensweisheit formuliert: Gefahren des Reichtums, der Neugierde, des Jäh-

zorns, rechte Einstellung zur Ehe, zur Freundschaft; weitere Themen sind Armut, Verbanung, Sinnelust, das Leben überhaupt. Unschwer erkennt man, dass sowohl die Zielsetzung dieser Ethik wie auch ihre schriftstellerische Form sehr genau dem entsprach, was Carl Hilty persönlich suchte und vermitteln wollte!

32 Glück I, S. 23. – Es mutet seltsam an, dass Hilty den Dialog mit dem Schuldirektor über mehrere Seiten fortsetzt, ohne sich an die eigentlichen Leser, die künftigen und die praktizierenden Lehrer, zu wenden! – Die Beschäftigung mit der stoischen Ethik lässt sich bis in Hiltys Gymnasialzeit zurückverfolgen. Am Totenbett seiner Mutter habe er als 14-Jähriger die Kraft des Stoizismus empfunden (Mattmüller 1966, S. 6f.). Zur lebenslangen Beschäftigung mit den Stoikern und seiner inneren Abkehr oder Überwindung vgl. Mattmüller 1966, S. 37–40: «In seiner Jugend befriedigte die stoische Denkweise sein für ethisches Denken aufnahmefreies Gemüt; sie trat an eine Stelle, die seine unglücklichen Erfahrungen mit den Vertretern des Christentums leer gelassen hatten. In seinem späteren Leben hat er zwar viele Einzelzüge der stoischen Lehre und eine grosse Verehrung für sie beibehalten, sie in ihren Hauptgedanken aber abgelegt und das Christentum an ihre Stelle gesetzt.»

33 Diese Aussage weitet er in einer umfangreichen Fussnote aus, in welcher er seine Auffassung vom Menschen, der sich durch ein Sittengesetz vom Tier unterscheide, vorträgt und dazu die Missachtung der 10 Gebote und der Bergpredigt kritisiert: «Eine gewisse Durchschnittsmoral, die auf einer allgemeinen Civilisation und einem geordneten Rechtszustand

beruht, ist an die Stelle der inneren Sittlichkeit getreten, wie dies in den ersten Jahrhunderten des römischen Kaiserreichs der Fall war.» Die meisten Menschen lebten ohne feste Grundlage, innerlich unsicher: «Unter solchen Umständen suchen dann ernsthafte Geister die verschütteten wahren Quellen desselben wieder aufzudecken, und daraus entstehen die Philosophien stoischer Richtung und die religiösen Regenerationen.»

34 Glück I, S. 85.

35 Glück I, S. 89, Anm. 1.

36 Für dieses kleine Handbüchlein der Moral gibt es verschiedene, leicht erhältliche Ausgaben, z. B. die zuletzt von Kurt Steinmann in Reclams herausgegebene Übersetzung. – Sucht man heute im Internet nach dem Übersetzungstext, stösst man immer noch auf Hiltys Text!

37 Steinmann 1992, S. 62.

38 Eine detaillierte Auseinandersetzung mit den zugrundeliegenden griechischen Begriffen ist hier nicht möglich. Zum besseren Verständnis aber sei angeführt: unedler Charakter (Hilty) oder geistige Armut (Steinmann) ist eigentlich eine fehlerhafte oder fehlende Bildung der menschlichen Natur (*aphyia*). Die richtige Ausbildung (epistrophe) zielt auf Studium und Einsicht (*gnome*), was bei Hilty (auf den Geist sei Zeit und Fleiss gewendet) oder Steinmann (gelte der Entfaltung der geistigen Anlagen) zu wenig klar herauskommt. Ich fasse alle Ausdrücke als im Zusammenhang stehend mit der gymnastischen Ausbildung bzw. dem Training auf.

39 Glück I, S. 72, Anm. 1.



Die Ehe mit der deutschen Professorentochter Johanna Gärtner öffnete dem Churer Advokaten neue geistige Welten.

Im letzten Teil kritisiert Hilty denn auch die Stoa: «*Die Stoa gleicht einer Art philosophischer Kaserne, in der ein bevorzugter Teil der Menschheit in beständiger harter Pflichterfüllung erhalten wird, mit der Belohnung eines erhöhten Standesbewusstseins und der Herrschaft über die andern Menschen.*»⁴⁰ Das Christentum erreiche diese Ziele für alle durch eine Umgestaltung des Menschen «*nun natürlich und leicht, indem es eben der neuen Natur entspricht.*»⁴¹

Der «Rückgriff» auf den stoischen Philosophen Epiket liess eine Auseinandersetzung Hiltys mit philosophischen Lehren und Thesen zur Philosophie des Glücks erwarten.⁴² Nun ist aber innerhalb der antiken Philosophie Epiket der «unphilosophischste» in dem Sinne, dass er das Ringen um Wahrheit und die systematische Be-

gründung von Einsichten zugunsten von predigtartigen Gebrauchsanweisungen zurückstellte. Das Gleiche gilt auch für Carl Hilty als Schriftsteller, der sich in moral-philosophischen und -theologischen Ermahnungen an seine Leser wendet.

Hilty beschliesst seinen Beitrag zu Epikur mit einem kleinen, etwas holprigen Gedicht, das den «diatribischen» Charakter seiner Schriftstellerei nochmals bezeugt:

«Grosser Männer Leben mahnt uns,
Dass wir edel leben können
Und beim Abschied hinterlassen
Spuren in dem Sand der Zeiten;
Spuren, die vielleicht ein andrer,
Armer, hilfverlassner Bruder,
Steuernd durch des Lebens Brandung
Sieht und neuen Mut sich fasst.»⁴³

Das Glück der Sterblichen

1889 veröffentlichte Hilty seine Abhandlung 'Glück' in den 'Schweizerischen Blättern für erziehenden Unterricht'. Der Text fand zwei Jahre später Aufnahme in Band I und gab dem Hauptwerk Hiltys den Namen.⁴⁴

«Man kann vom philosophischen Standpunkte aus dagegen sagen, was man will, was der Mensch, von der ersten Stunde des erwachenden Bewusstseins ab bis zum Erlöschen desselben am eifrigsten sucht, ist eben doch einfach das Gefühl des Glücks.»⁴⁵ Mit diesem Satz eröffnet Hilty die gut dreissigseitige Abhandlung. Diese Frage verleihe auch ganzen Zeitaltern der Menschheit ihre besondere Färbung, es gebe Zeiten der Hoffnung und des Aufbaus und düstere Perioden, die sich desillusioniert von viel gebrauchten Formeln abwenden. Er glaube, dass das Glück nach vielen Irrtümern und leidvollen Erfahrungen gefunden werden könne: «Das ist erreichbar, wiewohl schwerlich lehrbar.»⁴⁶ Aus der Antike sei dafür der Begriff «Eudämonismus» überliefert.

Bevor wir uns Hiltys Gedankengängen zuwenden, müssen wir uns ein wenig klar machen, wie viele Bedeutungen und Vorstellungen hinter diesem schillernden Wort stehen.

Glück wünschen wir uns zu besonderen Anlässen und drücken damit aus, dass es uns zukommt, gegeben wird, nicht in unserer Verfügungsgewalt steht. Glückliche Stunden verheissen die Hochglanzprospekte der Ferienindustrie mit den Bildern vom «Dolce far niente» am blauen Meeresstrand. Glück als Gelingen setzt auf unser Mitwirken, denn «jeder ist seines Glückes Schmied» verheisst ein Sprichwort. Anspruchsvoller wird die Aufgabe, wenn durch alle Wechselfälle das ganze Leben als glücklich erfahren werden kann, wenn jenseits von Glücksgütern wie Wohlstand oder Gesundheit eine tiefe innere Befriedigung als seelische Grundhaltung erfahren wird. Glück wird zur seelischen Haltung jenseits von Gefühl und Gesellschaft: Der Philosoph Sokrates starb, obwohl ungerecht

zum Tode verurteilt, glücklich. Für viele Menschen ist das vollkommene Glück im begrenzten Dasein unerreichbar und damit eine Hoffnung auf ein jenseitiges, ewiges Glück in Gott.

Differenzierter stellen andere Sprachen unterschiedliche Dimensionen von Glückserfahrungen dar: Im Englischen steht *joy* für die Abwesenheit von Leid und Schmerz, drückt *pleasure* die Erfüllung in körperlichen und seelischen Glücksmomenten aus, bezeichnet *happiness* die überdauernde Freude und Seligkeit. Ähnlich im Latein: *fortunatus* ist der Glückspilz, *felix* der erfolgreich Handelnde, dem etwas gelingt, *beatus*, wer in innerlicher Ruhe einen glücklichen Zustand erreicht hat.

Bereits die antiken Philosophen diskutierten in vielfältigen theoretischen Ansätzen, was Glück für das Lebewesen Mensch bedeutet, beobachteten, wo und wie es gesucht wird, und lehrten Wege zur Gewinnung des Glücks. Körperliche Lust, politische Macht, gesellschaftliche Anerkennung im Reichtum sind Stichwörter oder Formeln verschiedener philosophischer Schulen. Dauerhaftes Glück wird gesucht in der *tranquillitas animi* (Geistesruhe), wenn keine äusseren Umstände, Zufälle, Leiden oder Angst vor dem Sterben die innere Sicherheit mehr trüben. Die ganze antike Philosophie sieht in der EU-DAIMONIA das höchste Gut und Lebensziel des Menschen. Das Wort bedeutet zunächst wörtlich *In der Gunst einer Gottheit* (gr. *DAIMON*) stehend' und siedelt das Glück im Innern der Seele an. Der Begriff bleibt auch dann, wenn die religiöse Komponente verblasst und die Ausbildung der ethischen und intellektuellen Fähigkeiten des Menschen zur Hauptaufgabe des menschlichen Glücksstrebens wird. Für Aristoteles besteht das individuelle Glück in der aktiven, handelnden, erkennenden und ordnenden Tätigkeit der Seele. Daraus wird ein therapeutischer Ansatz: Philosophie verhilft zur Erkenntnis und Gewinnung wahrer Eudaimonia.⁴⁷ Glück wird zu etwas, was der Mensch «durch Übung, Gewöhnung und Belehrung

sich tätig erwirbt und zur festen seelischen Habe formt».⁴⁸

Dieser Glücksbegriff steht im Gegensatz zu den materiellen Glückserwartungen der Massengesellschaft und den Glücksversprechungen (oder -verlockungen) der Konsumwelt. Er war auch in den Hintergrund gedrängt durch die christliche Tradition, welche die Reflexion über das irdisch erreichbare Glück abgewertet hat mit der Glücksverheissung eines jenseitigen Paradieses. Trotzdem bildet er die Grundlage einer Glückserwartung, die sich auf die reale soziale und individuelle Existenz im Verlaufe eines menschlichen Lebens beschränkt und nach rationalen Verfahren sucht, in diesen Zustand zu gelangen.

Die Suche nach Glück treibt die Menschen unserer Zeit um. Die Suchmaschine Google liefert zum Stichwort «Glück» in 0,16 Sekunden fast 50 Mil-

lionen Internet-Beiträge. Unübersehbar ist die Literatur zu diesem Lebensziel. Höchste Glücksmomente werden im veränderten Bewusstsein, Orgasmus und Drogenrausch gesucht. Die moderne Gehirnforschung untersucht die Zusammenhänge zwischen den neurologischen Voraussetzungen im Gehirn, welche die Zustände von Glücksempfindungen begleiten. Es gibt eine eigentliche wissenschaftliche Glücksforschung: Soziologie, Psychologie, Physiologie, aber auch die Ökonomie untersuchen, was Menschen glücklich macht, unter welchen Umständen sie sich glücklich fühlen, und experimentieren, wie sie in solche Zustände gelangen oder gebracht werden können!⁴⁹ Dazu gibt es eine unübersehbare Fülle von Publikationen, die letztlich nicht nur beschreiben, sondern auch anleiten wollen mit fliessenden Übergängen zur Ratgeberliteratur.⁵⁰

40 Glück I, S. 84.

41 Glück I, S. 85.

42 Mattmüller 1966, S. 30–40, widmet dem Verhältnis Hiltys zur Antike einen längeren Exkurs, in welchem er aufzeigt, dass Hilty, angekommen von der ihn weit mehr erfüllenden und begeisternden Gymnasiallektüre durch den verehrten Lehrer Hold, zeit seines Lebens sich mit Griechenland und Rom auseinandergesetzt hat und an vielen Stellen seiner Werke sich kritisch mit den grossen Gestalten und Autoren befasst, besonders aber mit Cicero, Polybius, Plutarch und Demosthenes, dazu noch mit Quintilian als Lehrer der Rhetorik. Zitate sind über sein ganzes Schrifttum verstreut. Auch nach seiner Bekehrung zum Christentum 1863 glaubte er noch bis zu Beginn seiner ethischen Schriftstellerei an eine Vereinigung von stoischen und christlichen Elementen. Seine hauptsächlichste Kritik geht dahin, dass die stoische Philosophie zwar in der Unempfindlichkeit dem Leiden gegenüber und der inneren Überwindung dem Menschen Hohes zumutet, aber im Christentum die Hinnahme des Leidens als Schule des Glaubens erst Anlass wird, mit göttlicher Gnade die Welt umzugestalten. Außerdem spricht das Christentum nicht bloss die Bildungsaristokratie an, sondern wendet sich an den kleinen Mann. In seinen Jahrbüchern hat er immer wieder auf neue Übersetzungen antiker Autoren hingewiesen, aber ausser der Stoa hat kein Denker persönlich auf ihn eingewirkt.

43 Glück I, S. 90. Bereits in der Antike gab es poetische Einlagen in den Moralpredigten! *Diatriben* ist der Fachausdruck für die populärphilosophischen Ansprachen und Lehrformen, die auch von den christlichen Predigern und Autoren der Antike übernommen wurden.

44 Die erste Ausgabe von Glück im Verlag J. Huber, Frauenfeld, aus dem Jahr 1890 enthält nur die ersten sechs Aufsätze.

45 Glück I, S. 179.

46 Glück I, S. 181.

47 Vgl. Janke 2002.

48 Forschner 1994, S. 2.

49 Vgl. Beitrag «Glücksforschung» in Wikipedia.

50 Verweise darauf scheinen müssig, kontrastiv zu Hilty. Zu vergleichen wäre vielleicht das Buch des englischen Mathematikers, Philosophen und Literaten BERTRAND RUSSELL, *Die Eroberung des Glücks*, London 1930, deutsche Erstausgabe 1951. Russel wendet sich praktisch und ohne Gelehrsamkeit im Vorwort an die Leser: «Alles, was ich zugunsten der hier vorgelegten Rezepte zum Glück anführen kann, ist, dass sie meiner eigenen Erfahrung und Beobachtung entsprungen und meinem eigenen Glück stets förderlich waren, wenn ich mich an sie hielt.» Beobachtung der Gesellschaft und eigene Erfahrung gleichen sich, aber die religiöse und philosophische Dimension fehlt gänzlich!



Tyche oder Fortuna als Glücksgöttin vermittelte den Menschen Reichtum und Segen.
Griechische Statue im Archäologischen Museum Istanbul.

Dabei gewinnt der antike Ansatz in der Gegenwart wieder an Bedeutung: «In der Orientierungskrise einer nihilistischen und mit der Orientierung an einer utilitaristischen Einstellung aber ist Philosophie als Lebenskunst und als Reflexion auf Bedingungen eines guten, gelingenden, schönen, bejahenswerten (und nicht ausschliesslich moralisch glückswürdigen) Lebens wieder dringend und die Durchgestaltung individuellen Glücks aufs Neue lebendig geworden.»⁵¹ In diesem Sinn verstehen sowohl Maximilian Forschner und Wolfgang Janke ihre historisch ausgerichteten Untersuchungen als Beiträge für eine aktuelle philosophische Diskussion um das Glück der Menschen.

Diese etwas ausholende Einleitung ist notwendig, wenn wir nun fragen, in welcher Tradition Hilty mit seiner Bestimmung des Glücks steht.

Gibt es einen christlichen Eudaimonismus?

Im Einleitungssatz bekennt Hilty, dass das Gefühl des Glücks das ist, was jeder Mensch zwischen Geburt und Tod am eifrigsten sucht: «Das Glück ist eigentlich der Schlüssel aller unserer Gedanken. Jeder sucht es für sich, viele suchen es, wenn es der einzelne nicht erreichen kann, gemeinsam. Es ist der letzte Grund allen Lernens, Strebens, aller staatlichen und kirchlichen Einrichtungen. Man mag das Eudämonismus' schelten, wenn man will; es ist aber das Lebensziel der Menschen, glücklich wollen sie sein, um jeden Preis.»⁵²

In diesem Satz klingt bereits Wesentliches an: Gesellschaft, Staat und Kirche zielen auf die Herstellung dieses Glücksgefühls, und daran ist festzuhalten, wenn man auch die Geschichte des philosophischen Suchens (Stichwort

Eudaimonismus) als nicht zum Ziele führend ablehnt. Dies gilt auch für die Gegenwart, wenn «die ganze Menschheit in einer neuen philosophischen, religiösen oder vielleicht gar wirtschaftlichen Formel das Geheimnis der Weltverbesserung gefunden zu haben glaubt».«⁵³

Hilty denkt mit dieser Abwertung wohl – ohne sie zu benennen – an die ideologischen Glücksverheissungen nach der industriellen Revolution, an Sozialismus wie Liberalismus, billigt ihnen zu, dass «einzelne unrichtige Vorstellungen über das Glück zeitweise notwendig zu sein scheinen», aber er findet daraus das Thema des 1. Kapitels, nämlich darzustellen, was alles nicht zum gesuchten Glück führen kann, nämlich alle äusseren Werte, «also Reichtum, Ehre, Lebensgenuss überhaupt, Gesundheit, Bildung, Wissenschaft, Kunst».«⁵⁴

Allein schon der Gedanke, dass nicht alle Menschen an diesen äusseren Glücksgütern teilhaben, verhindert einen ungetrübten Genuss, denn der Mensch ist eben doch von Natur aus ein soziales Wesen. Er kann sich nicht von seinesgleichen in Gedanken ganz trennen oder sich als *beatus possidens* (als einer der als Besitzender zu den Bevorzugten gehört) glücklich fühlen: «Das ist vielmehr in den meisten Fällen eine konventionelle Lüge, ein gewaltsames Vergessen und Unterdrücken besserer Regungen.»⁵⁵ Im Hintergrund steht Hiltys soziales Gewissen, und er formuliert eine Erfahrung, die sensible Menschen in unserer Zeit der medialen Omnipräsenz von weltweiter Not und Leid noch stärker beunruhigt.

Seine Kritik am Reichtum aber illustriert er mit bissigen Bemerkungen: Reichtum sowie eine jede grosse Ehren- und Machtstellung verhärtet das Gemüt, was gerade das Gegenteil von Glück ist, «was man beides unter der gemütsleeren Menge, die in immer steigender Masse jährlich die Berge der Schweiz erfüllt, um wenigstens eine momentane Ausfüllung dieser Leere zu erlangen, mit Grauen wahrnehmen kann».«⁵⁶

Dieser Seitenhieb zielt auf den beginnenden Tourismus der bürgerlich-

kapitalistischen Oberschicht. Deren geistigen Leerlauf kritisiert er wiederholt mit satirischen Tönen, etwa wenn er das modische «Zurück zur Natur» beschreibt: «*Die Karikatur davon besteht schon heute in den Herren und Damen, die im Sommer in Lodenröcken und mit nägelbeschlagenen Bergschuhen Versuche mit einer natürlichen Lebensauffassung machen und sich in der That in dieser Verkleidung und im Anschluss an die Lebensweise von Bauern und Äplern so glücklich fühlen, als es bei ihrem blasirten Wesen überhaupt noch möglich ist.*»⁵⁷ Es sei den Lesern überlassen, die Verlängerung dieser Kritik in den heutigen Massentourismus und die Freizeitgesellschaft zu machen!

Ebenso wertet Hilty neben dem ästhetischen Genuss als Glücksquelle auch Tugend und gutes Gewissen des allzeit Pflichtgetreuen ab: «*Wir wünschen dem Glück, der es besitzt, kennen diesen Herrn aber bisher nicht.*»⁵⁸ In gleicher Weise verfährt er mit der Liebe «*und was damit an sogenannten guten Werken öffentlicher oder privater Natur zusammenhängt. [...] Sie ist ein Stück göttlichen Wesens, das in keines Menschen Herzen wächst.*» Auch die Arbeit allein kann nicht zu Erfüllung und Glück führen – die soziale Wirklichkeit lässt das nicht zu! Ganz bitter steigert er zum Schluss diese Negativerfahrungen von Glückserwartungen: «*Am unglücklichsten von allen sind die Menschen, die das Glück in der blosen Zugehörigkeit zu einem religiösen Bekenntnis suchen und darin sich zuletzt bitter getäuscht empfinden. Und derer gibt es heute viele; denn alle kirchlichen Genossenschaften haben die Tendenz, mehr zu versprechen, als sie halten können, und sie gleichen Netzen, die Fische von allerlei Gattung fangen.*»⁵⁹

Worauf aber will Hilty seine Erfahrung des Glücks gründen? Zu Beginn des 2. Kapitels schreibt er: «*Die erste und unumgängliche Bedingung des Glücks ist der feste Glaube an eine sittliche Weltordnung.*»⁶⁰ Diese seine grundlegende Überzeugung begründet er näher aus der Umkehrung des Gedankens: Darwinistische oder machiavellistische Ein-

stellungen, also Lehren von natürlicher oder gesellschaftlicher Durchsetzung des Stärkeren, führen zu Gewalt und beständigem Krieg und enden bestenfalls in einem Zwangsstaat wie im römischen Kaiserreich: «*Die Wahrheit einer solchen Lebensanschauung, die den Menschen persönlich zur Tiergattung und politisch zum 'Untertan' degradiert, müsste von jedem höher gesinnten Menschen schon auf den blosen Protest in seinem innersten Gefühl hin abgewiesen werden.*»⁶¹ Auch hier kann er sich mit Blick auf die Gesellschaft, zu der er auch gehört, einen satirischen Unterton nicht verkneifen: «*Einem grossen Teil der nervenkranken Damen, die alle Kurorte überfüllen und für welche sogar in unserer Zeit 'Gebetsheilanstanalten' erfunden worden sind, könnte mit 'Zwangsarbeitsanstalten' oder, im Ernst gesagt, mit einer ordentlichen Tätigkeit am besten geholfen werden.*»⁶² Ebenso polemisiert er gegen die übertriebene Sorge für die Gesundheit, «*die heute ein wahrer Götze geworden ist, dem Viele beständig opfern.*»⁶³

Der Glaube an eine sittliche Weltordnung gründet auf einer persönlichen Einsicht, die, einmal gefunden, innere

Zuversicht und Ruhe bringt, da das Herz selbst «*fest geworden ist*» und nicht mehr von Gefühlen oder Tagesereignissen verunsichert wird, sondern «*in einer festen Gesinnung mit Entschiedenheit*» lebt und geduldig arbeitet.⁶⁴

In diesem Abschnitt kommt wohl Hiltys eigenste Erfahrung und Lebensgestaltung zum Ausdruck. Er verbindet sie mit einem fast hymnisch erhöhten Preis ruhiger und gefestigter Arbeit als «*das natürlichste und gesündeste Leben des Menschen, das ihn mit einem Schlag von vielen innerlichen Schäden des Müsiggangs, sondern auch von unzähligen körperlichen Übeln befreit, die in diesem ihre Quelle haben. Diese fröhliche Arbeit ist das Gesündeste, was es gibt.*» Sogar die «*jetzige beständige Arbeitsetze*» würde dann aufhören.⁶⁵

Nachdem er diese Grundlage erreicht hat, versucht er sie abzusichern, indem er sie erweitert mit einigen wenigen Erfahrungssätzen, die er meist in den Anmerkungen mit Bibelstellen illustriert: «*Der Umgang mit Menschen hat auch für die gereiftesten Leute immer noch einige Schwierigkeiten und Bedenken. Niemals muss man sie hassen, nie-*

51 Janke 2002, S.11.

52 Glück I, S. 179., Anm. 1. – Ich zitiere nach der Ausgabe von 1896, die mir zur Verfügung steht. Der Text im Band *Glück* aus dem Oescher Verlag ist umgearbeitet, teilweise gekürzt, die Fussnoten sind teils in den Text eingearbeitet.

53 Glück I, S. 180.

54 Glück I, S. 182.

55 Glück I, S. 183, Anm. 1.

56 Glück I, S. 184. – Bei Mattmüller 1966 hat Hiltys Abkehr vom kapitalistischen Besitzdenken einen sehr persönlichen Hintergrund: Als sein Onkel Heinrich Simon mit seiner Industriegesellschaft zur Ausbeutung der Kupferminen auf der Mürtschenalp ob dem Walensee und weiteren Unternehmen Konkurs ging, erlitt er als Mitbeteiligter und zeitweiser Geschäftsführer finanzielle Verluste. Auch als er den erbitterten Streit mit seinem Bruder Ulrich um das Schloss Werdenberg aufgab, war dies zugleich eine Überwindung des Besitzdenkens. Vgl. Mattmüller 1966, S. 9f., und speziell S. 87–91: «*Die Leiden, die ihm dieses Geschäft gebracht hatte, waren also eine Ursache seiner deutlichen Wendung zum Christentum,*

deren Beginn Hilty selbst an vielen Orten auf den 30. Oktober 1863 festsetzt. Zudem erkannte er die Unrichtigkeit eines 'arbeitslosen Einkommens' und gewann eine ganz neue Einstellung zu Arbeit und Besitzstreben überhaupt.»

57 Glück I, S. 187.

58 Glück I, S. 190.

59 Glück I, S. 194.

60 Glück I, S. 197.

61 Glück I, S. 198.

62 Glück I, S. 200, Anm. 3.

63 Glück I, S. 204, Anm. 3.

64 Glück I, S. 200. In der zugehörigen Fussnote grenzt er diese Haltung ab gegen «epikuräische» Oberflächlichkeit, die «nur ein frommes Röcklein angezogen hat. Das sind dann die Leute, die nie genug 'Erbauungsstunden', geistliche Gespräche, Seelenfreundschaften, 'Reichsgotteswerke', sogar besondere 'Reichsgottesorte' haben können, hinter denen allen nichts als Genussucht steckt, nur in einer etwas anderen Form.»

65 Glück I, S. 200.



Der Philosoph Epikur entwickelte eine Glückslehre auf der Grundlage von Lust am Leben. Büste im Kapitolinischen Museum Rom.

mals sie zu seinen Göttern machen oder auch nur zu wichtig in ihren Meinungen, Anforderungen und Urteilen nehmen, sie nicht richten und sich von ihnen nicht richten lassen. Das beste Mittel, um mit der Welt stets zufrieden zu sein, ist, von ihr nicht viel zu erwarten, sie niemals zu fürchten, auch in ihr (allerdings ohne Selbstdäuschung) das Gute zu sehen und das Böse als etwas Unkräftiges, nicht Ausdauerndes zu betrachten, das sich in kurzen selbst vernichtet.»⁶⁶

Aus diesem Satz spricht ganz der philosophisch, gesellschaftlich und psychisch unabhängige Ethiker Hilty, der von der Stoa geprägt ist und stets in einer gewissen Distanz zu den Mitmenschen seine innere Sicherheit zu bewahren sucht.

Gleichzeitig schränkt er den Wert solcher Lebensregeln ein: «Wir halten von der ganzen sogenannten ‘Moral’ und allen ihren guten Werken überhaupt nicht viel. Sie ist entweder ein selbstverständli-

cher Ausfluss einer gewissen Gesinnung, die wieder das Resultat einer gewissen Lebensanschauung ist, zu der der Mensch (oft durch einen wahren Tod) vor allen Dingen durchdringen muss, oder es sind schöne Aussprüche, die zwar ins Ohr fallen, sich auch in Tagebüchern oder Lösungszetteln gut ausnehmen, aber das Herz des Menschen nicht ändern.»⁶⁷

Ein merkwürdiger Satz eines Schriftstellers, dessen Schicksal es geradezu geworden ist, vor allem als «Lieferant» von treffenden Maximen weiterzuleben – es sei denn, dass seine Leser, von eben dieser geistigen Unabhängigkeit fasziniert, Bestätigung und Bekräftigung ihrer ethischen Grundhaltung erhalten.

Auch Leid und die Erfahrung von Unglück bejaht er als etwas, das notwendig zum menschlichen Leben, «ja wenn wir etwas paradox reden wollen, zum Glück gehört». Die Überwindung von Leid und Tod ist ein Grundthema der Religionen und der philosophischen Ethik. Insbesondere die stoische Philosophie hat daraus das Modell einer konsequenten Seelenführung geliefert. Hilty kritisiert diesen Ansatz. Nach seiner Überzeugung ermöglicht erst das Christentum einen fruchtbaren Umgang mit Leiden und Unglück, sei es als Strafe oder als Läuterung, am meisten aber als Stärkung und inneres Wachstum. Er zitiert und kommentiert das Wort des Apostels Paulus: «Wir rühmen uns der Trübsal» (Römer 5,5). «Es ist, wie manche seiner Aussprüche, in seinem eigentlichen Sinne jedem absolut unverständlich, der nicht selber erfahren hat, was für eine Kraft, ein tiefinnerliches Glück in dem Unglück steckt, ein Glück, das der Mensch nie mehr vergisst, wenn er es einmal im Leben recht empfunden hat.»⁶⁸

An dieser einzigen Stelle wendet sich Hilty direkt an den Leser: «Ja, so ist es, und das, lieber Leser, musst du sogar recht finden und dich selbst darauf gefasst machen, sonst ist für dich das Glück im Leben nicht zu finden. Das ist ‘der Löwe, der im Wege liegt’, bei dessen Anblick die meisten Leute umkehren und sich lieber mit etwas Geringerem als Glück begnügen.»⁶⁹ Voraussetzung dazu ist, dass man das

«ganze irdische Wesen nicht allzu wichtig nehmen» soll. Dazu gehört eine «gewisse Rücksichtslosigkeit gegen sich selber, Liebe zum Wahren und Mut zum Rechten». Dann wird Glück nicht einfach eine von sich ständig zufordernde Leistung, sondern etwas, «was uns geschieht, ein Strom von innerem Frieden, der mit zunehmendem Alter immer stärker wird und sich zuletzt auch auf andere ergießen kann, nachdem er unsern eigenen Geist befruchtete».70

Intellektuelle Redlichkeit und persönlicher Glaube

Eine gewisse Nüchternheit und Trockenheit, mit der Hilty seine Vorstellung von Glück skizziert, wird man nicht übersehen. Zuerst schliesst er verschiedene allgemeine Vorstellungen von Glück aus, satirische Seitenhiebe gelten gesellschaftlichen Erscheinungen seiner Zeit, insbesondere dem Freizeitverhalten und dem Tourismus, wobei die Frauen der bürgerlichen Oberschicht besonders schlecht wegkommen. Eine inhaltliche Auseinandersetzung mit anderen Konzeptionen oder gar mit der ethischen Glücksdiskussion der Philosophiegeschichte findet höchstens in wenigen Fussnoten statt.

Mit einer unübersehbaren Steigerung lehnt er kirchlich-religiöse Glücksverheissungen ab, nicht weil er areligiös ist, sondern weil die christlichen Kirchen und Institutionen, vorweg die Theologie als Wissenschaft, nicht zu diesem persönlichen Glück führen.⁷¹ Vielmehr sind es direkt Verse aus der Bibel, die seine Erfahrung bestätigen und wohl wie Maximen seinen Alltag begleiten.

Aus dieser Überzeugung heraus zitiert Hilty in seinen Aufsätzen immer wieder Verse aus der Bibel, öfters sogar mit der blossen Stellenangabe, das heisst wie Formeln, deren Kenntnis er bei seinen Lesern voraussetzt! Diese Form der überreichen Bibelzitate erinnert an die Arbeitsweise des Juristen, der Tatbestände mit dem Verweis auf die Paragraphen einer Rechtssammlung

legitimiert. Wesentliche Themen und Problembereiche – etwa Sexualität, Partnerschaft, Liebe und Freundschaft sowie die individuelle Erfüllung von Lebenszielen – sind in diesem Aufsatz ausgeblendet oder erscheinen am Rande. Hingegen zeigt sich, dass Hiltys zentrale Themen um die Gestaltung des Alltags als Akademiker und Jurist und die Ausformung einer sittlichen Lebenshaltung kreisen, um die er selber ringt.

Das dreibändige «Glück»: Aufsatzsammlung oder Hauptwerk?

Der Rahmen dieser Arbeit verbietet es, in gleicher Weise auf alle Abhandlungen der drei Bände 'Glück' einzugehen und das weitere Schrifttum einzubeziehen. Hingegen stellt sich die Frage, ob diese Aufsätze fast zufällig zusammengestellt worden sind, oder ob sich ein Aufbau oder gar eine sich entfaltende Systematik feststellen lässt. An Letzteres lässt denken, wenn Hilty unter dem umständlichen Titel «Was bedeutet der Mensch, woher kommt er, wohin geht er, wer wohnt über den goldenen Sternen» sich mit der Philosophie und der Fin-de-Siècle-Stimmung⁷² auseinandersetzt: Sie vermag keinen Halt zu geben, anders als «die israelitische und nunmehr christliche», welche den Urgrund aller Dinge, «geleitet von Lebenserfahrungen, in ein wirklich lebendiges Geisteswesen hineinverlegt, welcher der Schöpfer und Erhalter sowohl der Welt im Ganzen, als jedes einzelnen Menschen ist».⁷³ In diesem Aufsatz begründet Hilty seine eigene philosophisch-religiöse Erfahrung und stellt sie fast prophetisch als Ausweg aus der geistigen Not der Zeit dar.

Band II beginnt mit einer Abhandlung über 'Schuld und Sorge' als den bedeutendsten Hindernissen zur Erfahrung von Glück: Schuld als religiöse Kategorie⁷⁴ und Sorge als Begleiterin des Alltags.

Jedenfalls hat man den Eindruck, dass Alltagserfahrungen zunehmend durch Bibelzitate «überdeckt» werden, die die Lektüre mühsam machen.

Trotzdem kann man eine gewisse innere Folgerichtigkeit der Gedanken allein schon aus den Titeln der Abhandlungen ableiten, wenn auf 'Schuld und Sorge' der Aufsatz 'Tröstet mein Volk' folgt, in welchem er sich auf der nun aufgezeigten Grundlage mit der Furcht, der inneren Freudigkeit, dem Mut, innerer Tapferkeit usw. auseinandersetzt.

Daran schliessen allgemeinere Themen an. In 'Über die Menschenkenntnis' ist Hiltys Psychologie und eigener Umgang mit den Mitmenschen Anlass für viele gut gemeinte Ratschläge eines freien und freundlichen Umgangs mit den Mitmenschen, freilich nicht ohne zeitbedingte gesellschaftliche Begrenzungen, die wir heute nicht ohne Schmunzeln lesen können, wenn er etwa den Umgang mit den weiblichen Wesen, den Frauen, differenziert darzustellen versucht. Hier sieht man direkt den aristokratischen und stets freundlichen Menschen Hilty! Noch deutlicher kommen diese subjektiven Seiten in den folgenden Kapiteln 'Was ist Bildung' und 'Vornehme Seelen' zum Ausdruck. Wiederum steht seine eigene Lebensweise im Kontrast zum beobachteten Werteverfall «seiner» bürgerlichen Gesellschaft. Das Bekenntnis,

66 Glück I, S. 203.

67 Glück I, S. 205.

68 Glück I, S. 208.

69 Glück I, S. 209.

70 Glück I, S. 211.

71 Die christliche Religion «bedarf kaum irgend eines weitern Dogmas als der Worte Christi selber, die vollkommen für alle Fälle ausreichen; nur müssten diese stets für die reelle und ausführbare Wahrheit angesehen werden, was jetzt nicht der Fall ist». Glück I, S. 196, Anm. 1.1.

72 Hilty verwendet diesen «modernen» Ausdruck selber in Glück I, S. 217.

73 Glück I, S. 224f.

74 Hilty betont, dass die Befreiung von Sorgen aus dem Glauben heraus nur durch die Erfahrung entstehen kann, zitiert aber in Glück II, S. 31, in der Fussnote rund 100 Bibelstellen als kräftigste Versicherung der Sorgenbefreiung durch Gott!

dass wahre Bildung in der Befreiung des Menschen von der sinnlichen Schwerkraft und der Selbstsucht sei, tönt moralisch bieder, bekommt aber seine Schärfe, wenn er diese Selbstsucht als Grundlage des auch wirtschaftlichen Prozesses erkennt: «Gegen diesen Kampf um das Dasein aufzutreten,

der jetzt unsern ganzen Menschenadel zu zerstören und uns den Raubtieren ähnlich zu machen droht, ist die vornehmste Aufgabe aller wahrhaft Gebildeten unserer Zeit.» Diese Gesellschaftskritik steigert er in einer Fussnote fast zur prophetischen Anklagerede: «Es ist auffallend, welche Raubtier-Physiognomien jetzt schon manche Menschen, besonders Börsenspieler, Streber und Lebemenschen beider Geschlechter in den sogenannten höhern Ständen haben.»⁷⁵

Auf diese Karikatur einer menschlichen Gesellschaft, der er mit vielen praktischen und auch günstigen Ratsschlägen zur persönlichen Lebensgestaltung begegnet, folgt der Traktat *'Vornehme Seelen'*: Wer sein Leben so im Sinne einer ethischen Aristokratie zu gestalten weiß, wird nicht nur allein befriedigender leben, sondern auch umgeben sein «von aufrichtigen Freunden und Gesinnungsgenossen, lauter vornehmen Seelen, mit denen allein leicht und gut zu leben ist».»⁷⁶

Es scheint höchst folgerichtig, wenn Hilty solche Lebensweise konfrontiert mit der existenziellen Frage des Todes und der Endlichkeit und dazu wieder stärker seine religiösen Überzeugungen ins Spiel bringt.⁷⁷ Den zweiten Band schliesst er ab mit dem Aufsatz *'Die Stufen des Lebens'*. Darin blickt er sozusagen zurück auf einen inneren Entwicklungsweg zur gefestigten Persönlichkeit,⁷⁸ die Grundlage für ein geglücktes Leben oder für das Lebensglück ist: Dieses ist einsteils durch strenge Selbstdisziplin erreichbar und gebunden an eine bürgerliche Stellung, eine rücksichtsvolle Ehe und eine gesunde religiös-philosophische Lebensanschauung. Daraus gelingt die Bewährung im Lebenskampf, das ist die eigentliche Lebensarbeit.

Viele Fussnoten und Literaturzitate vertiefen Carl Hiltys Gedanken, sie sollten aber den Leser nicht täuschen: Wer so schreibt, versucht zu illustrieren, was sein eigenes Ideal und offenbar auch erreichtes seelisches Gleichgewicht und seine innere Seelenruhe darstellt.

Glück III: Duplex beatitudo und Excelsior

Im letzten Kapitel wurde versucht aufzuzeigen, dass man in den Kapiteln von Glück II einen inneren Aufbau erkennen kann und somit so etwas wie ein Gesamtaufbau sichtbar wird. Bestätigt wird diese Vermutung mit einem Blick auf Glück III. Auffällig ist zunächst, dass von den wiederum acht Kapiteln das erste und das letzte lateinische Titel tragen: *'Duplex est beatitudo'* («Glückseligkeit wird zweifach verstanden») und *'Excelsior'* («Höher hinauf»⁷⁹). Diese lateinische Titelgebung tönt schon vom Anspruch her elitär. Hilty nimmt zwar die Frage nach dem Glück wieder auf, richtet sich aber an den *«denkenden Mensch mit etwas höheren Ansprüchen»*: Auch dieser könne zu einem glücklichen Dasein gelangen. Er bezieht sich damit auf eine nicht seltene Erfahrung, dass sich Intellektuelle mit dem Gefühl von Befriedigung und Glück oft schwer tun, und er will sich auch mit dem vorherrschenden Pessimismus eines Teils der geistigen Elite seiner Zeit auseinandersetzen. Dazu greift er einen Gedanken aus dem Mittelalter auf, dass der Begriff *«Glück»*, der im diesseitigen Leben gilt, unvollkommen sei, der vollkommene aber in der Schau Gottes bestehe.⁸⁰

Nach dieser Einleitung beschäftigt sich das 1. Kapitel mit den Aspekten des irdischen Glücks; abgefragt werden wieder traditionelle Antworten, die Rolle von Besitz, Ruhm, Arbeit und Wirken, Ruhe, Kunst und Wissenschaft, von Kraft und Gesundheit, Abstammung, Liebe: Alle diese Formen sind unvollkommen, unbeständig und nicht zu verallgemeinern, da die Feststellung, dass nicht alle dazu gelangen können, ihrerseits das eigene Glück mindert.

Anders ist nun der Ansatz im 2. Kapitel: «Wir brauchen eine stets bereite Hilfe für alles Schwere, wir müssen unser Glück auf etwas gründen, was immer und für alle zu haben ist, und wir bedürfen einer Kraft, die nicht aus uns stammen kann, sonst würden wir sie eben nicht schmerzlich vermissen.»⁸¹ Damit ist die religiöse

Die Aufsätze der drei Bände «Glück»

Band I

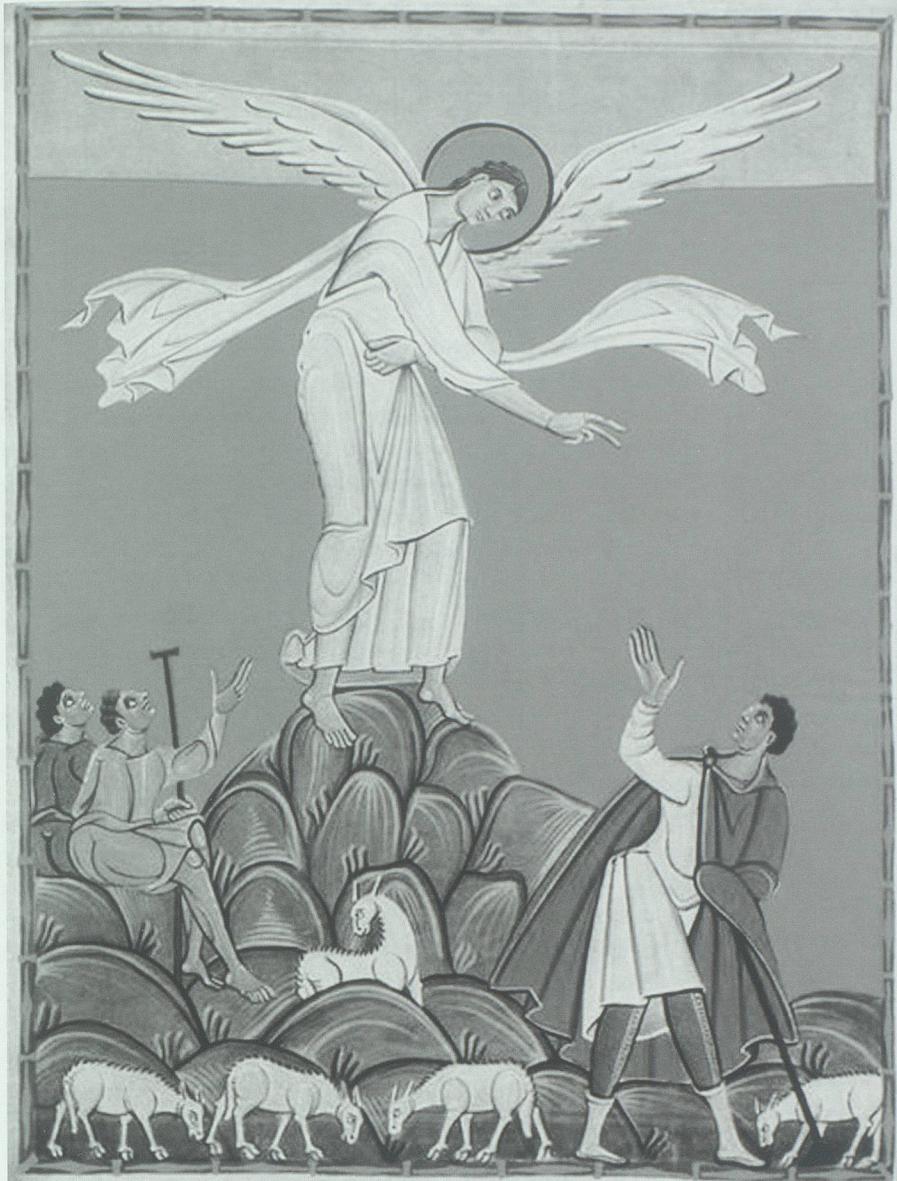
1. Kunst des Arbeitens
2. Epiktet
3. Wie es möglich ist, ohne Intrige, selbst im beständigen Kampfe mit dem Schlechten, durch die Welt zu kommen.
4. Gute Gewohnheiten
5. Die Kinder der Welt sind klüger als die Kinder des Lichts.
6. Die Kunst, Zeit zu haben
7. Glück
8. Was bedeutet der Mensch, woher kommt er, wohin geht er, werwohnt über den goldenen Sternen?

Band II

1. Schuld und Sorge
2. Tröstet mein Volk
3. Über Menschenkenntnis
4. Was ist Bildung?
5. Vornehme Seelen
6. Transcendentale Hoffnung
7. Prolegomena des Christentums
8. Die Stufen des Lebens

Band III

1. Duplex est beatitudo
2. Was ist Glaube?
3. «Wunderbar soll's sein, was ich bei dir tun werde.»
4. Qui peut souffrir, peut oser (Anhang: Krankenheil)
5. Moderne Heiligkeit
6. Was sollen wir tun?
7. Heil den Enkeln!
8. Excelsior



Christliche Vorstellung siedeln das Glück in einem jenseitigen Dasein an. Engelsverkündigung an die Hirten. Perikopenbuch Heinrichs II.

Frage nach dem Glauben an Gott aufgeworfen, dessen Vorstellung nicht einfach aus den Gesetzen der Natur oder des Kosmos herausgelesen werden kann, weil «ein solcher Naturgeist der menschlichen Seele und ihren tiefsten Bedürfnissen» nicht entspricht. Diese sucht nach Gerechtigkeit, Geduld, Barmherzigkeit, Liebe, denn «die Natur kennt kein Erbarmen; sie schützt das Starke und zerstört das Schwache», und der aus der Naturbetrachtung entstehende Pantheismus führt zur Verehrung des

Starken, zum Egoismus, «im Staat zur Gewaltherrenschaft, im Völkerrecht zum rücksichtslosen Krieg». In einer eindrucksvollen Klimax steigert er die negativen Folgen dieses Ausgangspunktes.

In einer Fussnote zeichnet er indirekt seinen persönlichen Werdegang nach: «Mit den unpersönlichen Bezeichnungen 'Allmacht', 'Vorsehung' [...] ist in unserer Jugendzeit von halbgläubigen Religionslehrer der wirkliche Glaube an Gott zuerst erschüttert worden; die Frucht davon war das völlig materialistische Zeit-

alter, das jetzt wieder seinem Ende entgegengeht.»⁸²

Dem stellt er den positiven Glauben gegenüber, der als ein Prozess aus «Empfindung und Erfahrung der Einwirkung Gottes» entsteht zur Überzeugung von der Existenz Gottes und zur klaren Vorstellung führt und den Menschen innerlich umgestaltet. Oder zusammengefasst: «Das auf dieser Welt erreichbare dauernde Glück besteht in beständiger nützlicher Arbeit, verbunden mit einer ebenso beständigen Nähe Gottes.»⁸³ Damit ist er wieder bei seinen Grundüberzeugungen und -erfahrungen, die schon im Auftakt seiner Aufsätze zum Glück die Grundlage bildeten.⁸⁴

Wie wir sehen, wiederholt, variiert und vertieft Hilty einige Grundgedanken, Grundüberzeugungen und Grund erfahrungen! Wir können sie so zusammenfassen: Glück wird gesucht als Qualität des menschlichen Lebens im Diesseits, die Quelle des Glücks aber ist der persönliche Glaube an Gott als lebendige Erfahrung, die Modalitäten bestehen aus persönlicher Disziplin, geduldiger Arbeit und intellektueller Redlichkeit. Folgerichtig breitet er dies in Glück III aus im Kapitel 'Was ist Glaube?', gefolgt von der Frage, was

75 Glück II, S.143 mit Anm. 3.

76 Glück II, S. 200.

77 Vgl. die Titel der beiden folgenden Abhandlungen «Transcendentale Hoffnung» und «Prolegomena des Christentums».

78 Mit Dante, Einleitung zum *Inferno*, setzt er den Beginn eines geistigen Aufstiegs in die Lebensmitte mit 30 Jahren. Vgl. Glück II, S. 285.

79 Wörtlich «Der Erhabenere». Hilty selbst deutet seinen Titel mit dem ersten Satz des Textes: «Höher hinauf».

80 Glück III, S. 5.

81 Glück III, S. 12.

82 Glück III, S. 14.

83 Glück III, S. 25.

84 Ebenfalls nicht neu setzt er sich in Kapitel 3 von kirchlicher Frömmigkeit «mit ihrem Formenwesen, ihrer Menschenknechtschaft, ihrer halben und ganzen Heuchelei, ihren politischen Nebenabsichten [...]» ab.

moderne Heiligkeit sei gegenüber den traditionellen Kirchen. Er schliesst mit dem Aufsatz '*Excelsior*', den er selber als Schlusspunkt konzipiert hat, ohne dass ihm ein abschliessender Höhepunkt oder eine Zusammenfassung gelingt.⁸⁵

In diesem dritten Band kommt immer stärker die religiöse oder glaubensmässige Komponente in der Glücksfrage zum Vorschein. Die wie stets umfangreichen Fussnoten zeugen von einem ständigen Kreisen um die Themen. Der Leser bekommt aber den Eindruck, dass beim Schreiber die innere Zuversicht fehlt, dass das einmal ausgesprochene Wort oder der niedergelegte Satz genügend und gültig das Gemeinte klären. Dies macht die Lektüre sehr mühsam und erzeugt auf die Länge eine fast unerträgliche Langeweile.⁸⁶

Zeitkritiker, Prophet oder Visionär?

Hiltys persönliches Glück besteht darin, dass er auf der Grundlage seines ganz persönlichen Glaubens in der beharrlichen Arbeit – er war ein Arbeitstier – eine gewisse innere Ausgeglichenheit oder Seelenruhe gefunden hat oder sie ständig beschwört. Dabei formuliert er Einsichten und Sätze, die einleuchten, in gewissen Situationen vielleicht sogar ansprechen, zum Nachdenken führen und oft in ihrer Formulierung als Zitate geeignet sind. Sie stehen aber neben den Bekenntnissen des Glaubens und den zahlreichen und umfangreichen Bibelverweisen, Ergänzungen und Auseinandersetzungen, die manchmal gleichsam wie zitierte Gesetzesparagrafen einen Sachverhalt belegen oder sogar beweisen wollen. Sein Denken kreist innerhalb des einmal vorgefundenen Feldes und wird nicht mehr durch neue erschütternde Erfahrungen, Begegnungen oder Lektüren, welche ganz neue Aspekte eröffnen, bereichert. Gesamthaft bleibt er in einer aufgeklärten, unkirchlichen Gläubigkeit, die keine echten philosophischen oder theologischen Auseinandersetzungen mehr zulässt. Von den

Wichtige Daten zu Carl Hiltys Leben

1832	Das Städtchen Werdenberg wird Teil der Gemeinde Grabs, Carl Hiltys Grossvater war einer der letzten Bürgermeister.
* 28. 2. 1833	Carl Hilty wird in Werdenberg (Kanton St. Gallen) als Sohn eines Arztes, und der Anna Elisabeth Killias, Tochter eines Majors und früheren Regimentsarztes, geboren.
1833–1844	Jugend in Chur mit Bruder Johann Ulrich und Schwester Anna, Volksschule, Ferienmonate im Schloss Werdenberg.
1847	Tod der Mutter.
1844–1850	Besuch der Bündnerischen Evangelischen Kantonsschule in Chur.
1851–1854	Hochschulstudium in Göttingen und Heidelberg, Abschluss mit Doktorat.
1854	Reisen nach England und Frankreich.
1854–1874	Tätigkeit als angesehener Rechtsanwalt in Chur; intensive Lektüre der Weltliteratur.
1856	Beginn der militärischen Laufbahn, 1862 Hauptmann, 1876 Major, 1886 Oberst und Präsident des Militärkassationsgerichts, 1890 Stellvertreter des Oberauditors und 1892 oberster Richter der schweizerischen Armee.
1857	Ehe mit Johanna Gärtner, der Tochter eines bekannten Staatsrechtslehrers in Bonn, bis zu deren Tod 1897.
1860	Erste journalistische Arbeiten.
1863	Erweckung zum persönlichen Christentum.
1874	Professor für schweizerisches Staatsrecht an der Universität Bern, ab 1882 Lehrauftrag für allgemeines Staats- und Völkerrecht und schweizerische Geschichte.
1875	Vorlesungen über die Politik der Eidgenossenschaft.
1885	Erste ethische Aufsätze.
1886	Publikation des Politischen Jahrbuchs der Eidgenossenschaft, jährliche Bände bis zum Tod.
1890	Nationalrat für den Wahlkreis Werdenberg-Grabs und Toggenburg bis zum Tod.
1891	Veröffentlichung «Die Bundesverfassungen der Schweiz» im Auftrag des Bundesrates.
1900	Veröffentlichung von Glück I, 1895 Glück II, 1899 Glück III. Vertreter der Schweiz am Internationalen Schiedsgerichtshof in Den Haag.
† 12. 10. 1909	Carl Hilty stirbt in Clarens.

geistigen Entdeckungen und Geistesströmungen seiner Zeit nimmt er nur allgemein und meist abwertend Kenntnis, eine Auseinandersetzung mit ihnen findet nicht explizit statt.

Was bleibt, ist das Zeugnis eines Lehrers und Professors, der sein Leben und seine Zeit von einer höheren Warte aus als denkender und glaubender Mensch zu gestalten sich bemühte,

aber stets im Rahmen einer bürgerlichen Gesellschaft blieb. Sein Hauptwerk '*Glück*' zeigt, obwohl seine ersten Aufsätze zunächst eher zufällig entstanden sind, in den drei Bänden dennoch einen durchdachten Aufbau. Dem hohen sittlichen Anspruch steht eine gewisse Blutleere, dem gepflegten sprachlichen Ausdruck eine Vielzahl stereotyper Formulierungen gegenüber.

Sein Ansatz begrenzt seine innere Entfaltung und ist zugleich sein Verhängnis: Kritisch gegenüber der (bürgerlichen) Gesellschaft, enttäuscht von der Kirche bleibt ihm die persönliche Vergewisserung des sittlich denkenden Menschen; als Schriftsteller erreicht er Menschen als Einzelwesen, die wie er nach einer Lebensgrundlage suchen, dem Ringen um eine solche gilt die Hauptanstrengung. So kann er weder breitere Wirkung entfalten noch Einfluss auf Institutionen nehmen: Er bleibt – im tragischen Sinn – ein homo sapiens, ein Achtung gebietender Einzelgänger, wirkend durch das Zeugnis seines Lebens und seine Formulierung in letztlich monologischen populären Schriften.

Hat er das gesuchte Glück im Diesseits gefunden? In seinem letzten Aufsatz ‘*Sub Specie Aeternitatis*’ (Im Blick auf die Ewigkeit) bekennt er: «*Man darf es sich wohl gestatten, wenn man lange gelebt und manches Gute und Schöne im Leben erfahren hat, hier noch beizufügen, dass auch die höchsten Momente dessen, was man gemeinhin Glück dieser Erde nennt, das Gefühl der Seligkeit nicht erreichen, welches durch die wirklich empfundene Nähe Gottes in der menschlichen Seele entstehen kann [...]. Das ist das wahre und erfahrbare, jedem zugängliche Glück; hier einstweilen notwendig mit erzieherischen Leiden verbunden, später in reinerer Form vorhanden. Das ist kein ‘Eudämonismus’, sondern wahrhafte Erkenntnis des Lebens.*»⁸⁷

Was bleibt?

Dieser individuelle, ja elitäre und einsame Weg hat in einer Zeit permanenter Glücksverheissungen in Medien und Konsumwelt der Überflussgesellschaft kaum ein Echo. Ausserdem bietet die gleiche Gesellschaft weit mehr Möglichkeiten und Ausdrucksformen persönlich gestalteten Lebens, die auch das Resultat der grossen geistigen Umwälzungen und Erfahrungen des 20. Jahrhunderts sind. Die Tiefendimensionen der menschlichen Psyche, Relativierungen des europäischen Men-

schenbildes durch die Begegnung mit anderen Kulturen und Zeiten lassen sich nicht rückgängig machen. Schon bei Hilty haben die Kirchen als Organisationsformen der Gesellschaft ihre Stellung verloren; an ihre Stelle ist eine Vielzahl von Praktiken und Überzeugungen à la carte entstanden. Voraussetzung dazu ist die Bejahung individueller Freiheit. Ansätze dazu sehen wir bei Hilty, wenn auch die Antworten innerhalb des Denkens des 19. Jahrhunderts verbleiben.

Trotzdem oder gerade deswegen üben seine Schriften auf viele gereifte Menschen eine starke Wirkung aus, weil sie ihnen einen ethischen und auch politischen Standpunkt jenseits der Parteien, jenseits auch von Gunst und Hass, ermöglichen und zur Besinnung auf als grundlegend erkannte Wahrheiten und Lebensweisheiten aufrufen.⁸⁸

Was ebenfalls von Hiltys Glück bleibt, ist die Einsicht und die Mahnung, dass

Glück weder das Glücklichsein bei guter Gelegenheit noch eine Form von zufälligem Genuss darstellt, sondern als Resultat einer überlegten, selbst verantworteten Lebensweise gesucht wird.

85 Vgl. etwa den Aufsatz *Sub Specie Aeternitatis* aus dem letzten Lebensjahr Hiltys, in welchem er sich mit der Auferstehungshoffnung auseinandersetzt, aber ebenso die Kritik am Gesundheitskult mit der Flucht in die Kurorte der Berge wieder vorbringt.

86 Hilty gilt als Lieferant von Kalendersprüchen und dergleichen, d. h. man reduziert seine oft weitschweifenden Begründungen auf «umsetzbare» Maximen. Als Beispiel für das ganze Weiterleben Hiltys in seiner Leserschaft sei die kleine Schrift genannt, die Emmanuel Riggenbach unter dem Titel *Lebe glücklich* herausgebracht hat: Auf 63 Seiten vier Abschnitte mit nicht weiter belegten Textausschnitten!

87 *Sub Specie Aeternitatis*, S. 52.

88 Vgl. dazu als Beispiel unter vielen Rhyner 1999, spez. S. 64–85.

Literatur

- HILTY, CARL, *Glück*; im vorliegenden Aufsatz zitiert nach folgenden Ausgaben: Teil I, Frauenfeld 1896, Teil II, Frauenfeld 1896, Teil III, Frauenfeld 1907.
- Hilthy 1909: HILTY, CARL, *Sub specie aeternitatis (Ewiges Leben)*, Frauenfeld 1909.
- PJ: *Politisches Jahrbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft*, hg. von Carl Hilty, Frauenfeld 1886ff.
- Hilthy 1987: HILTY, CARL, *Glück*. Mit einem Nachwort von Peter Schneider. Bearbeitet von Barbara Meili, Zürich 1987.
- Ackermann 1995: ACKERMANN, OTTO, *Carl Hilty – Praeceptor Helvetiae?* In: *Werdenberger Jahrbuch 1995*, 8. Jg., S. 178–183.
- Ackermann 1998: ACKERMANN, OTTO, *Carl Hilty und die Helvetik*. In: *Werdenberger Jahrbuch 1998*, 11. Jg., S. 88–96.
- Arendt 2006: ARENDT, HANNA, *Vita activa oder Vom tätigen Leben*, München 2006.
- Forschner 1994: FORSCHNER, MAXIMILIAN, *Über das Glück des Menschen. Aristoteles, Epikur, Stoia, Thomas von Aquin, Kant*, Darmstadt 1994.
- Hilthy 1949: HILTY, HANS RUDOLF, *Carl Hilty. Schweizer Heimatbücher*, Bern 1949.
- Hilty 1953: HILTY, HANS RUDOLF, *Carl Hilty und das geistige Erbe der Goethezeit*, St.Gallen 1953.
- Janke 2002: JANKE, WOLFGANG, *Das Glück der Sterblichen. Eudämonie und Ethos, Liebe und Tod*, Darmstadt 2002.
- Mattmüller 1966: MATTMÜLLER, MARKUS, *Carl Hilty 1833–1909*, Basel 1966.
- Metz 2006: METZ-BERNET, PETER, *Carl Hiltys Fragen nach Bildung und Glück*. In: *Bündner Jahrbuch*, N. F. 48, Chur 2006.
- Rhyner 1999: RHYNER-SCHWARZ, KASPAR, *Meine Begegnung mit Prof. Dr. Carl Hilty 1833–1909*, Buchs 1999.
- Sankt-Galler Geschichte 2003. *Die Zeit des Kantons 1861–1914*, Bd. 6, St.Gallen 2003.
- Schmid 2006: SCHMID, HANSMARTIN, *Carl Hilty (1833–1909) – ein Staatsmann und Moralphilosoph aus Chur*. In: *Bündner Jahrbuch*, N. F. 48, Chur 2006.
- Sennett 1998: SENNETT, RICHARD, *Der flexible Mensch*, Berlin 1998.
- Steiger 1937: STEIGER, JAKOB, *Carl Hilty schweizerisches Vermächtnis*, Frauenfeld 1937.
- Steinmann 1992: STEINMANN, KURT, *Epiket. Handbüchlein der Moral*, Stuttgart 1992.